

Abhandlungen





Neuer Materialismus und Neuer Spiritualismus? Diskursforschung und die Herausforderung der Materialitäten

Reiner Keller

Der Beitrag diskutiert in einem ersten Schritt die Position des Neuen Materialismus, wie er insbesondere von Karen Barad vertreten wird. Im Anschluss an verschiedene Kritiken dieser Position formuliert er dann die These, dass sich unter der Gestalt des Neuen Materialismus ein problematischer Neuer Spiritualismus verbirgt, der die soziologische und diskursanalytische Untersuchung des Materiellen eher verstellt als ermöglicht. Gegen die mit dem Neuen Materialismus verknüpfte Reontologisierung der Sozialwissenschaften wird die Perspektive einer dispositivanalytischen Herangehensweise an Materialitäten (Dinge, Praktiken) im Rahmen wissenssoziologischer Diskursforschung gestellt.

Einführung

Unter dem vereinigenden Stichwort des *Neuen Materialismus* werden seit einigen Jahren und in sehr unterschiedlicher Weise erkenntnistheoretische und ontologische Programmatiken wissenschaftlicher Analyse entworfen, die den weitreichenden Vorwurf an die Sozial- und Geisteswissenschaften im Allgemeinen, u. a. auch an die Diskursforschung im Besonderen formulieren, diesen Disziplinen und Forschungsperspektiven sowie ihren Analysen entgehe die Materialität des weltlichen Geschehens, ihnen fehle eine angemessene Ontologie, die Grundlage einer verbesserten Wissenschaft (sowie Ethik und Politik) wäre. Der folgende Beitrag stellt – nach einem kurzen und exemplarischen Rekurs auf den Umgang mit Dingen im soziologischen Paradigma des *Symbolischen Interaktionismus* – zunächst einleitend die wichtigsten Grundargumente vor, die den verschiedenen Positionen innerhalb des Neuen Materialismus gemeinsam sind. In einem zweiten Schritt wird der

Agentielle Realismus von Karen Barad erläutert, die als eine der wichtigsten Protagonistinnen dieser Theoriebewegung gilt. In Teilen der jüngeren Sozial- und Kulturwissenschaften wird mit dem Rekurs auf Barad eine Neuorientierung der Befassung mit Materialitäten eingeklagt. Im dritten Schritt der Argumentation werden verschiedene Einwände rekapituliert, die gegen die Thesen von Barad formuliert worden sind. Im Anschluss daran vertritt der Beitrag die These, dass sich unter der Gestalt des Neuen Materialismus ein problematischer *Neuer Spiritualismus* verbirgt, der die soziologische, kulturwissenschaftliche und diskursanalytische Untersuchung des Materiellen eher verstellt als ermöglicht. Gegen die mit dem Neuen Materialismus verknüpfte Reontologisierung der Sozialwissenschaften wird in den beiden letzten Abschnitten die Perspektive einer dispositivanalytischen Herangehensweise an Materialitäten im Anschluss an Michel Foucault und im Rahmen wissenssoziologischer Diskursforschung gestellt. Damit verbunden ist die zweite These des Beitrages: Der sozial- und kulturwissenschaftliche Zugriff auf die Dinge bedarf nicht einer neuen Ontologie, sondern einer entschiedeneren Nutzung des verfügbaren begrifflichen Instrumentariums zugunsten einer materiellen Sensibilität, die in der Lage ist, die Eingebundenheit der Materialitäten in gesellschaftliche Wirklichkeiten und ihre Verflechtung mit den Interpretationen der interagierenden Akteure zu erfassen. Insgesamt zielt der Beitrag damit auf eine kritische Rezeption des Neuen Materialismus, die dessen Anregung aufnimmt, Materialitäten stärker in den sozial- und kulturwissenschaftlichen sowie diskursanalytischen Blick zu nehmen, der vorschnellen Übernahme der damit verbundenen Ontologie gegenüber jedoch auf skeptischer Distanz bleibt und stattdessen vorschlägt, zunächst die bislang nicht ausgeschöpfte Reichweite des vorhandenen Instrumentariums auszuloten.

Herausforderungen des Neuen Materialismus

Sozial- und Geisteswissenschaften können sich mit Materialität in ganz unterschiedlicher Weise befassen, und sie haben das auch immer wieder getan. Im Zentrum stehen dabei die Existenz und Eigenheit der Dinge oder auch der Natur, so wie sie in menschlichen, kollektiven Deutungen in Erscheinung tritt. Beispielsweise vertritt die soziologische Theorie des Symbolischen Interaktionismus die Position, dass Menschen Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese

Dinge für sie haben. Bedeutung meint hier nicht Wert oder Wichtigkeit, sondern die Art und Weise der Deutung, welche menschliche Akteure an die sie umgebende Handlungssituation und die darin befindlichen Dinge herantragen. Die Kategorie der Dinge wiederum beinhaltet nicht nur materielle Artefakte, sondern auch Ideen, Ideologien, Natur, Strukturbildungen (Institutionen), Geisterwesen usw. Aus Sicht des Symbolischen Interaktionismus entsteht diese Bedeutung in kollektiven Prozessen und Interaktionen; sie kann in der situativen Begegnung verändert werden, und die Widerständigkeit des Dinglichen spielt darin eine große Rolle – die Deutungen sind also nicht beliebig, sondern orientieren sich an Handlungsproblemen und Interpretationskorridoren, die u. a. durch Dinge in die Welt kommen.¹ Exemplarisch dazu lässt sich auf eine der klassischen soziologischen Studien schlechthin verweisen: Howard S. Beckers 1963 erschienene Arbeit über „Außenseiter“ bzw. die Karriere der Marihuanaraucher*innen nimmt nichts Anderes in den Blick als die sozial-interaktiven Ausdeutungen des menschlichen Umgangs mit einer psychowirksamen Substanz und deren Effekten.²

Die Diskursforschung richtet sich in ähnlicher Weise auf die kollektiven Deutungsbemühungen und Deutungskämpfe, mit denen soziale Akteure die Welt in ihrer Ereignishaftigkeit, Erfahrbarkeit und Gegenständlichkeit konfigurieren. Auch dabei spielen die diskursexternen Dinge und Ereignisse eine zentrale Rolle. Ein gutes Beispiel dafür ist die Staudammkatastrophe im italienischen Vajont Anfang der 1960er Jahre. Hier rutschte ein Teil einer Bergmasse in einen neuen Stausee, das verdrängte Wasser flutete über den Damm, binnen weniger Minuten wurden mehrere tausend Anwohner der unterhalb liegenden Dörfer getötet. Während zunächst dieses tragische Ereignis als Naturkatastrophe gedeutet wurde, erfolgte mehrere Jahre später eine Verurteilung der Betreibergesellschaft und der beteiligten Ingenieure wegen einer umfassenden menschlich verursachten Katastrophe. Kollektive Auseinandersetzungen um die Definition des Ereignisses hatten eine völlige Verschiebung der

1 Vgl. Herbert Blumer: Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbek 1981, S. 80–146; Reiner Keller: *Das Interpretative Paradigma*. Wiesbaden 2012.

2 Vgl. Howard S. Becker: *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Wiesbaden 2014.

Deutung erreicht, welche die beteiligten Entitäten in eine ganz andere Konfiguration der Situation einsetzen.³

Gegen solche und weitere, im Grunde gegen alle ‚klassischen‘ sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungen wird seit einiger Zeit und mit großer argumentativer Wucht der Vorwurf erhoben, sie würden die eigenständige Rolle der Materialitäten im weltlichen Geschehen ausblenden. Aus kritischer Sicht des Neuen Materialismus handelt es sich bei sozialkonstruktivistischen Analysen um repräsentationalistische Beschreibungsformen, welche die Deutungsmacht der Kulturen und Kollektive einseitig übersteigern und damit dem Mitwirken der Dinge am Geschehen nicht gerecht würden. Das Etikett des Neuen Materialismus verweist so nicht auf eine Neuauflage oder Weiterentwicklung der marxistischen Theorien im Anschluss an den *Historischen* und *Dialektischen Materialismus*. Tatsächlich geht es um eine Neubestimmung der Rolle von Materie schlechthin. Das erscheint zunächst wenig originell. Dass die Dinge eine stärkere Beachtung erfahren sollten, hat in den letzten drei Jahrzehnten sehr eindrucksvoll vor allem die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) im Rahmen ihrer Erhebung der Dinge zu Aktanten und der parallelen ‚Erniedrigung‘ der menschlichen Akteure ebenfalls zu solchen Aktanten zum Thema gemacht. Sie erzielte damit große Resonanz über die Wissenschafts- und Technikforschung hinaus auch in der allgemeinen Soziologie und vielen angrenzenden Disziplinen. Zwar bestehen je nach Ansatz mehr oder weniger starke Affinitäten zwischen der symmetrischen Aktantenperspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie und dem Neuen Materialismus; jüngere soziologische Einführungen verbinden deswegen auch beide Theorielinien.⁴ Doch insgesamt kritisieren dessen Vertreter*innen die ANT und die dort vorgenommene Egalisierung der Aktanten als unzureichend und setzen sich deutlich mit eigenen Theorieangeboten und Konzepten davon ab.

Kurz gesagt geht es zunächst um die ontologische Frage, wie Materialität zu denken sei, und wie ihre Agency bzw. Wirkmächtigkeit konzipiert werden solle. Die Gruppenbezeichnung Neuer Materialismus

3 Vgl. Marco Paolini, Gabriele Vacis: Der fliegende See. Chronik einer angekündigten Katastrophe. Übersetzt von Gabriele Schröder. Reinbek 2000; Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden 2011, S. 280–316.

4 Vgl. Nick J. Fox, Pam Alldred: Sociology and the New Materialism. Theory, Research, Action. London 2016.

versammelt dazu unterschiedliche, überwiegend aus der Philosophie und der Kunsttheorie stammende Positionen, die weitreichende Veränderungen von Begrifflichkeiten, Forschungen und Forschungsergebnissen bis hin zu deren ethischen Implikationen und politischen Relevanzen versprechen.⁵ Ein durchgehendes Grundmotiv ist die Kritik an einem positivistischen Realismus einerseits, einem sogenannten sozialkonstruktivistischen Repräsentationalismus andererseits. Die grundlegende Gemeinsamkeit der ansonsten durchaus sehr verschiedenen Ansätze des Neuen Materialismus besteht nach Rick Dophijn und Iris van der Tuin folglich in dieser doppelten Absetzbewegung:

- Einerseits erfolgt eine Distanzierung zu klassischen Formen des wissenschaftlichen Positivismus (oder realistischen Essentialismus), welche von der naturwissenschaftlichen Abbildbarkeit der Welt und mithin von gegebenen, feststehenden Entitäten ausgehen, die es richtig zu erkennen gelte.
- Andererseits erfolgt eine ebenso entschiedene Distanzierung von Perspektiven, die unter dem Stichwort des sozialen (manchmal auch: semiotischen oder sprachlichen) Konstruktivismus oder des Postmodernismus versammelt werden. Diesen Positionen wird wahlweise ein sozialer Essentialismus oder auch ein sozialer Repräsentationalismus zugeschrieben. Hier gelten, so das Argument, die Dinge nichts, nur ihre kulturelle Vermitteltheit und Beschreibung.

Rick Dophijn und Iris van der Tuin argumentieren weiter, der Neue Materialismus sei transversal angelegt; er lasse sich demnach nicht mit den etablierten Wissenschaftsdisziplinen (etwa der Soziologie) in Verbindung bringen. Versuche, ihn innerhalb der Soziologie, der Geschichtswissenschaft oder wo auch immer zu positionieren, seien per definitionem zum Scheitern verurteilt.⁶ Die Unterschiedlichkeit der Ansatzpunkte (etwa Kunstprojekte und Kunsttheorie, Quantenphysik, Lebensphilosophie) und Perspektiven konstituiert sich doch vor einem gemeinsamen Traditionskanon, an den angeschlossen wird. Verschiedene Überblicke betonen etwa die Bedeutung der wissenschaftssoziologischen Arbeiten

5 Vgl. dazu die folgenden Überblicke: Rick Dophijn, Iris van der Tuin (Hg.): *New Materialism: Interviews & Cartographies*. Ann Arbor 2012; Diana Coole, Samantha Frost (Hg.): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*. Durham, London 2010; Tobias Goll, Daniel Keil, Thomas Telios (Hg.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013.

6 Dophijn/Van der Tuin 2012 (wie Anm. 5), S. 93–114.

von Donna Haraway, mehr noch der Philosophie von Gilles Deleuze und, über diesen vermittelt, des Denkens von Baruch de Spinoza als wichtige Inspirationsquellen.⁷ Das damit verbundene Insistieren, das material-diskursive Werden alles Seienden müsse im Denken und auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung einen angemessenen Stellenwert finden, verbleibt bislang vorwiegend im Grundlagentheoretischen und Programmatischen.

Neben dem *Posthumanismus* von Rosi Braidotti, dem philosophischen Plädoyer für die Berücksichtigung der „lebenssprühenden Materie“ bei Jane Bennett, der Affekttheorie und dem Konzept der *Ontomacht* bei Brian Massumi oder der *Assemblage-Theorie* von Manuel De Landa hat insbesondere der Agentielle Realismus der Physikerin Karen Barad in jüngerer Zeit größere Aufmerksamkeit u. a. in der feministischen Theorie und manchen Bereichen der empirischen Sozialforschung gefunden.⁸

- 7 Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto: Dogs, People and Significant Otherness*. Chicago 2003; Gilles Deleuze, Felix Guattari: *Was ist Philosophie?* Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Joseph Vogl. Frankfurt a. M. 1996; Baruch de Spinoza: *Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt*. Übersetzung, Anmerkungen und Register von Otto Baensch. Hamburg 1976 [1677].
- 8 Rosi Braidotti: *The Posthuman*. Cambridge 2013; Jane Bennett: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*. Durham, London 2009; Manuel DeLanda: *A New Philosophy of Society. Assemblage Theory and Social Complexity*. London 2006; Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter*. Durham, London 2007; Brian Massumi: *Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen*. Aus dem Englischen von Claudia Weigel. Berlin 2010; Corinna Bath u. a.: *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*. Münster 2013; Katharina Hoppe, Thomas Lemke: *Die Macht der Materie. Grundlagen und Grenzen des agentiellen Realismus von Karen Barad*. In: *Soziale Welt* 2015, 66, S. 261–279; Nete Schwewesen, Lene Koch: *Visualizing and Calculating Life: Matters of Fact in the Context of Prenatal Risk Assessment*. In: Susanne Bauer, Ayo Wahlberg (Hg.): *Contested Categories. Life Science in Society*. Farnham 2009, S. 69–87; Grit Höppner: *Embodying of the Self during Interviews: An agential realist Account of the non-verbal Embodying Processes of elderly People*. In: *Current Sociology* Volume: 0 issue: 0, Article first published online: December 7, 2015 DOI: <https://doi.org/10.1177/0011392115618515> 2015 [Zugriff 22.12.2016]; Cornelia Schadler: *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld 2013; Elisabeth A. St. Pierre, Alecia Y. Jackson, Lisa A. Mazzei: *New Empiricisms and New Materialisms: Conditions for New Inquiry*. In: *Cultural Studies – Critical Methodologies* 2016 Vol 16 (2), S. 99–110; Maggie MacLure: *The ‚New Materialism‘: A Thorn in the Flesh of Critical Qualitative Inquiry?* In: Gaile S. Cannella, Michelle Salazar Pérez, Penny A. Pasque (Hg.): *Critical Qualitative*

Ihr Ansatz soll deswegen nachfolgend zunächst im Fokus der Diskussion stehen.

Der Agentielle Realismus

Karen Barad versteht sich als feministische, posthumanistische, post-poststrukturalistische Autorin, als Philosophin, Erkenntnistheoretikerin und Naturwissenschaftlerin, die eine neue Metaphysik, Ontologie und Ethik einfordert bzw. zu begründen versucht, die das Wesen der Welt als beständiges Werden im Medium intra-aktioneller Phänomenkonstitutionen in diskursiv-materiellen Hervorbringungsweisen begreift.⁹ Diese Position wird mit einer Kritik der Diskurstheorie Foucaults verknüpft:

„Der Sprache wurde zuviel Macht eingeräumt. Die sprachkritische Wende, die semiotische Wende, die interpretative Wende, die kulturelle Wende: Es scheint, daß in jüngster Zeit bei jeder Wende jedes ‚Ding‘ – selbst die Materialität – zu einer sprachlichen Angelegenheit oder einer anderen Form von kultureller Repräsentation wird. [...] Es geht um die Sprache. Es geht um den Diskurs. Es geht um die Kultur. In einer wichtigen Hinsicht ist das einzige, worum es anscheinend nicht mehr geht, die Materie.“¹⁰

Dagegen wird ein posthumanistisch-performativer Ansatz zum Verständnis technisch-wissenschaftlicher und anderer natürlich-kultureller Praktiken vorgestellt, der „die dynamische Kraft der Materie anerkennt und berücksichtigt“.¹¹ Dessen Begründung stützt sich hauptsächlich auf eine spezifische Rezeption der Erkenntnistheorie von Niels Bohr, die anlässlich des Streites um das Teilchen- oder Wellenmodell des Lichtes formuliert wurde.¹² Bohr argumentiert dort, dass nicht die jeweilige

Inquiry: Foundations and Futures. Walnut Creek 2015, o. S. Die soziologische Fachzeitschrift *Soziale Welt* bereitet ihrerseits gerade einen Sonderband zum Thema Materialität vor.

9 Vgl. für eine konzise Zusammenfassung Hoppe, Lemke 2015, (wie Anm. 8).

10 Karen Barad: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Aus dem Englischen von Jürgen Schröder. Berlin 2012, S. 7.

11 Ebd., S. 11-12.

12 Vgl. für kondensierte Zusammenfassungen der Grundargumente Karen Barad: *Meeting the Universe Halfway: Realism and Social Constructivism without Contradiction*. In: Lynn Hankinson Nelson, Jack Nelson (Hg.): *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*. Dordrecht, Boston, London 1997, S. 161–194; Karen

Beobachtungsapparatur einen Teil der Eigenschaften von Licht einfängt. Vielmehr ist die Apparatur so mit Materie gekoppelt, dass das Licht eben in dieser oder jener Weise materialisiert werde. Dieser These wird von Barad weitreichende Bedeutung auch für die Sozial- und Humanwissenschaften zugesprochen.¹³

Der Agentielle Realismus denkt das Seiende als andauerndes Werden („becoming“), als andauernde Materialisierung. Dieses Werden vollzieht sich nicht als Interaktion zwischen bestehenden Entitäten (etwa den Dingen und den Wörtern), sondern als sogenannte Intra-Aktion in Relationen, die keine vorgehenden Substanzen voraussetzen. In den Worten von Barad handelt es sich um die „Performativität material-diskursiver Praktiken“. Erst eine solche Konzeption von Performativität und diskursiver Praxis räume „der Materie auf entscheidende Weise ihren Anteil als aktiver Teilhaber am Werden der Welt, an ihrer fortlaufenden Intraaktivität ein. Und außerdem trägt sie zu einem Verständnis der Frage bei, auf welche Weise die diskursiven Praktiken von Bedeutung sind.“¹⁴ Barad gibt, soweit ich sehe, dafür keine Beispiele, abgesehen von der ausführlichen Diskussion des erwähnten experimentellen Settings zur Erfassung der Eigenschaften des Lichtes. Aus solcher Intraaktivität entstehen „Phänomene“. Dabei handele es sich um die „ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung intraagierender ‚Agentien‘ (agencies)“, um „ontologisch primitive Relationen [...] ohne zuvor existierende Relata“, um „differentielle Relevanzmuster (Streuungsmuster)“;¹⁵ „phenomena are the ontological inseparability of agentially intra-acting ‚components“.“¹⁶ Die grundlegenden ontologischen Einheiten sind nicht Dinge, sondern Phänomene, und die grundlegenden semantischen Einheiten sind nicht Worte, sondern material-diskursive Praktiken, durch die Grenzen gezogen werden. Agency ist demnach kein Attribut von Subjekten oder Objekten, sondern ein andauerndes Rekonfigurieren der Welt. Diskurspraktiken wiederum gelten als spezifische materiale Konfigurationen der Welt, durch die lokale Grenzen differentiell (oder in dem in mancher

Barad: Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs: Journal of Woman in Culture and Society* 2003, Vol. 28(3), S. 801–831.

13 Barad diskutiert nicht die Entwicklung der Wissenschafts- und Erkenntnistheorien der Sozialwissenschaften.

14 Barad 2012 (wie Anm. 10), S. 13.

15 Ebd., S. 19–21.

16 Barad 2003 (wie Anm. 12), S. 815 (Herv. im Original).

Übersetzung gewählten Begriff: „interferenziell“¹⁷) enaktiert werden. Daraus wird gefolgert: „What we need are genealogies of the material-discursive apparatuses of production which take account of the intra-active topological dynamics that reconfigure the spacetime manifold.“¹⁸

Kritische Einwände

Der Argumentation von Barad und ihrem Angriff auf die Sozialwissenschaften stehen insbesondere im angelsächsischen Raum seit geraumer Zeit auch zahlreiche skeptische Einwände entgegen, die in der deutschsprachigen Rezeption ihres Ansatzes bislang wenig beachtet werden. Nachfolgend sollen die wichtigsten Kritikpunkte schlaglichtartig zusammengefasst werden.¹⁹

Ein erster Einwand bezieht sich auf die Rolle der menschlichen Autor*innenschaft, von der aus der Agentielle Realismus formuliert wird. Chris Calvert-Minor argumentiert gegen Barads *posthumanist turn*, dass es letztlich dann doch immer Menschen sind, die über die Objektivität und Materialität der Dinge kommunizieren – einschließlich Barad selbst.²⁰ Dieses Argument lässt sich etwas erweitern: Der performative Vollzug des Werdens, die material-diskursive Performativität lässt sich eben nicht direkt beobachten, sondern nur mit Hilfe von Unterscheidungen, Beobachtungssystemen, Kommunikationen, Diskursuniversen. Wenn demnach schon in der Textproduktion von Barad selbst die material-diskursive Produktion über die Intention einer Autorin koordiniert wird, die an Begriffe gebundene Beschreibungen von etwas anfertigt, was außerhalb ihrer selbst liegt, wie soll dann überhaupt die Ontologie der material-diskursiven Intraaktion jemals erfasst werden?

Ganz ähnlich wirft Katharina Block die Frage auf, an wen sich Barads Texte richten. Trotz der von ihr eingeforderten neuen Ontologie spricht doch hier eine menschliche Autorin zu Leserinnen und Lesern,

17 Vgl. Bath u. a. 2013 (wie Anm. 8).

18 Karen Barad: *Re(con)figuring Space, Time and Matter*. In: Marianne DeKoven (Hg.): *Feminist Locations: Global and Local, Theory and Practice*. New Brunswick 2001, S. 75–109, hier: S. 103.

19 Ich ergänze dabei in einigen Fällen die vorgetragenen Argumente und erweitere sie im letzten Teil des Abschnitts.

20 Chris Calvert-Minor: *Epistemological Misgivings of Karen Barad's 'Posthumanism'*. In: *Human Studies* 2014 Vol. 37, S. 123–137.

die gewiss verkörperte Existenzen aufweisen, aber doch in erster Linie in ihrer Intellektualität angerufen sind.²¹ Wen (oder was) fordert Barad also zu einer Verhaltenskorrektur auf? Wer ist der Adressat bzw. die Adressatin des darin enthaltenen ethischen Appells oder Versprechens? Menschliche Rezipient*innen? Oder, nur schwerlich vorstellbar: ein materialdiskursives Werden („Becoming“)?

Katharina Hoppe und Thomas Lemke weisen in einem Barad sehr gewogenen zusammenfassenden Überblick darauf hin, es handele sich um ein ebenso „überzogenes wie unterkomplexes Ethikverständnis“, das „die Möglichkeit der Ausarbeitung eines tragfähigen Politikbegriffs verstellt“.²² So betont die Physikerin bspw. die grundsätzliche Wichtigkeit jeglicher Intraaktion, „da die Möglichkeiten dafür, was die Welt werden mag, in der Pause ausgerufen werden, die jedem Atemzug vorangeht, bevor ein Augenblick ins Sein tritt und die Welt neu gemacht wird, weil das Werden der Welt etwas zutiefst Ethisches ist“.²³ Dabei bleibe unklar, wie Kriterien zur Abwägung des ethischen Gehaltes von Intraaktionen bestimmt werden sollten und ob dann menschlichen Wesen auch posthumanistisch ein Sonderstatus im Verantwortungsgefüge zukomme.²⁴

Auf ein vergleichbares Grundproblem hat Maria Puig della Bellacasa kürzlich in Bezug auf Positionen von Bruno Latour hingewiesen:²⁵ Mit dem neuen Materialismus eng verbunden ist das politische Versprechen einer ethisch generalisierten Care-Haltung, die endlich helfe, die ökologischen und ethischen Probleme der Gegenwartsgesellschaften zu lösen. Am Beispiel Latours, der das Eigenrecht des SUV(-Fahrzeugs) dem Eigenrecht von Kröten gegenüberstellt, macht sie deutlich, dass damit die Probleme einer Gewichtung von Relevanzen und Wertigkeiten weltlicher Entitäten eher vergrößert als behoben werden. Ähnlich lässt sich bspw. fragen: Woher kommen die Kriterien, die mir erlauben, die Lebendigkeit der Menschen in einem Raum über diejenige der Stühle in diesem Raum zu stellen – und ggf. die Menschen, nicht die Stühle zu evakuieren, wenn es brennt?

21 Katharina Block: Das Unverfügbare von seinen kulturkritischen Möglichkeiten her denken. Unv. Manuskript, Hannover 2016, S. 4ff.

22 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 274.

23 Barad 2012 (wie Anm. 10), S. 101.

24 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 271.

25 Maria Puig de la Bellacasa: Matters of Care in Technoscience: Assembling neglected Things. In: *Social Studies of Science* 2011 Vol. 41 (1), S. 85–106.

Hoppe und Lemke sprechen mit Bezug auf Barad von der „Gefahr einer Reduktion des Politischen auf das Ethische“. Barad sehe nicht, dass die Formung der Welt immer auch ein umstrittenes, konfliktreiches Geschehen sei, eingebunden in Machtbeziehungen und sehr unterschiedliche Ressourcenverteilungen. Insofern bleibe das „Politische der Ontologien“ hier eine ungelöste Frage.²⁶

Hoppe und Lemke weisen auch darauf hin, dass Barad zwischen einer fundamentalistischen und einer postfundamentalistischen Konzeption der Materie schwanke. Postfundamentalistisch wäre, keiner der Komponenten in Intraaktionen einen Vorzug zu geben; dennoch deuten mehrere Textstellen auf eine fundamentalistische Konzeption hin, in der nunmehr „matter“ als die entscheidende und bewegende ontologische Grundeinheit gilt, etwa dann, wenn Barad wie im weiter oben angeführten Zitat betone, es gehe darum, die „dynamische Kraft der Materie“ anzuerkennen.²⁷ In ähnliche Richtung zielt ein Argument von Trevor Pinch. Von ihm befragt, was es für ihre Position bedeute, wenn die Bohrsche Deutung der Quantenexperimente sich irgendwann in der Physik als falsch herausstellen sollte, lautet die Antwort: dann sei damit bewiesen, dass auch ihre eigene Theorie falsch sei.²⁸ Stellt man das in Rechnung, so lässt sich wohl davon sprechen, dass Barad ihrerseits eine Korrespondenztheorie der Wahrheit aufstellt, die trotz ihrer Argumente gegen naturwissenschaftlichen Positivismus doch die Möglichkeit der Falsifikation durch naturwissenschaftliche Experimente und Theoriebildungen als Kernkriterium ihres eigenen Weltverständnisses annimmt – also gerade nicht jenseits von positivistischem Repräsentationalismus operiert, wie der Neue Materialismus behauptet, sondern *diesseits*.

Mike Lynch stellt fest, dass die durch Barad von Bohr hergeleitete Position letztlich ungefähr dem entspreche, was auch Edmund Husserl oder Maurice Merleau-Ponty schon vor langem im Hinblick auf die Verflechtung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis formuliert hätten.²⁹ Daran findet er nichts Originelles und auch nichts spezifisch Feministisches. Aus der wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Diskus-

26 Hoppe, Lemke 2015 (wie Anm. 8), S. 273.

27 Ebd., S. 270.

28 Trevor Pinch: Review: Karen Barad, *Quantum Mechanics, and the Paradox of mutual Exclusivity*. In: *Social Studies of Science* Vol. 41, No. 3 (June 2011), S. 431–441.

29 Michael Lynch: *Matters of Fact, and the Fact of Matter*. In: *Human Studies* 2014 Vol. 37, S. 139–145.

sion sei bekannt, dass Phänomene mit unterschiedlichen theoretischen Beschreibungen kompatibel sind und ihre Gestalt durch die Beobachtungsapparatur hervorgebracht werde – das impliziere jedoch nicht, dass es sich um beliebige Beschreibungen handelt. Barads Kritik³⁰, so Lynch, der soziale Konstruktivismus setze zu sehr auf die Sprache und würde die Materialität vernachlässigen, werfe ihrerseits die Frage auf, warum physikalische „Matter“ von Interesse sein sollte (und für wen). Entsprechend sei ihre Beschreibung des „sozialen Konstruktivismus“ nichts Anderes als der Aufbau einer Strohpuppe, eines Feindbildes, für das bezeichnenderweise keine Referenzbelege angeführt würden. Nach Lynch handelt es sich um eine völlig unzutreffende und unfaire Darstellung der Wissenschaftsforschung, denn dort gehe es ja gerade um Fallanalysen von konfliktuellen Diskursen, die Eigenschaften von Materie und Faktizitäten situativ zu bestimmen und in strittigen Auseinandersetzungen zu behaupten oder in Frage zu stellen bemüht sind.

Sara Ahmed kritisiert aus feministischer Perspektive sehr entschieden die Abgrenzungs- und Überbietungsrhetorik des Neuen Materialismus auch gerade bei Barad, die das, von dem sie sich absetze (hier: den bisherigen, alten, unzureichenden Feminismus), in verzerrter und lückenhafter Weise beschreibe, um die eigene ‚Neuerung‘ umso deutlicher in Szene zu setzen. Bezogen auf die feministische Diskussion benennt sie die falsche Unterstellung eines bisherigen feministischen Anti-Biologismus, der generalisiert wird zur Behauptung einer allgemeinen Ignoranz des Feminismus gegenüber „Matter“ als Kernelement dieser Gründungsgeste, zu der auch eine Karikatur des Poststrukturalismus als „matter-phobic“ gehöre.³¹

Thomas Lemke übernimmt einerseits die Grundargumentation und Forderung von Barad, den bisherigen Theoriestand zur Handlungsfähigkeit und zum Zusammenhang von Matter und Diskursen zu über-

30 Barads Kritik richtet sich gegen die sozialkonstruktivistische Position der Techniksoziologie, der sie pauschal vorwirft, die Bedeutung der Materie zu übersehen. Hinzuweisen ist an dieser Stelle darauf, dass die im englischsprachigen Raum vertretene sozialkonstruktivistische Techniksoziologie sich mit Technologien als sozialen Konstruktionen befasst, aber keine Berührungspunkte zum wissenschaftssoziologischen Sozialkonstruktivismus im deutschsprachigen Raum aufweist.

31 Sara Ahmed: *Open Forum Imaginary Prohibitions: Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the 'New Materialism'*. In: *European Journal of Women's Studies* 2008, 15 (1), S. 23–39.

winden.³² Daran anschließend formuliert er vor allem eine Entgegnung auf Barads Foucaultkritik. Demnach habe Michel Foucault in seinen entscheidenden Vorlesungen zur Gouvernementalität und „Regierung der Dinge“ sowie in seinem Milieubegriff durchaus bereits ein relationales Verständnis von Dingen und Menschen skizziert, das zudem auf kausale Ursache-Wirkungsrichtungen verzichte und gegenüber Barads Konzepten sehr viel präziser sei:

„[D]iese Dinge, deren die Regierung sich annehmen muß, sagt La Perrière, sind die Menschen, die Menschen jedoch in ihren Beziehungen, in ihren Bindungen und ihren Verflechtungen mit jenen Dingen, also den Reichtümern, den Ressourcen und der Subsistenz, gewiß auch dem Territorium in seinen Grenzen, mit seiner Beschaffenheit, seinem Klima, seiner Trockenheit, seiner Fruchtbarkeit. Es sind die Menschen in ihren Beziehungen zu jenen anderen Dingen wie den Sitten, den Gepflogenheiten, den Handlungs- oder Denkweisen. Und es sind schließlich die Menschen in ihren Beziehungen zu jenen weiteren anderen Dingen, den möglichen Unfällen oder Unglücken wie Hungersnot, Epidemien, Tod.“³³

Insoweit habe Foucault im Rahmen seiner kritisch-historischen Ontologie bereits so gedacht, wie Barad es heute fordere. Mehr noch: Letztlich falle die bei Barad durchscheinende Privilegierung von Matter hinter Foucault zurück. Allerdings habe Letzterer die entsprechenden Argumente nicht weiter ausgearbeitet.

Zusätzlich zu den bisher vorgetragenen Einwänden sollen hier ein paar weitere kritische Überlegungen formuliert werden. Barad verwirft in ihrer Erläuterung des Phänomenbegriffs (wie oben zitiert) die Rede von Relationen zwischen vorgängigen Einheiten. Sie ersetzt sie allerdings durch die Rede von *Relationen zwischen Komponenten*, die sich im Prozess der Relationierung selbst-emergent herstellen. Doch auf welche Differenz verweist nun ihrerseits diese Rede von Komponenten? Auf die Trennung von materialen und diskursiven Elementen, die doch verworfen wird? Das darin verborgene Problem, eine Grundtrennung von Materialität (und Diskursivität?) innerhalb einer unbestimmten ontolo-

32 Thomas Lemke: „Die Regierung der Dinge“. Politik, Diskurs und Materialität. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2014, 2. Jg., Heft 3, S. 250–267.

33 Michel Foucault: Geschichte der Gouvernementalität. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt a.M. 2004, S. 145, zit. nach Lemke 2014 (wie Anm. 32), S. 255.

gischen Einheit voraussetzen zu müssen, um von Intraaktion sprechen zu können, reproduziert seinerseits das Denken in Differenzkategorien.

Ein weiteres Problem betrifft die Reichweite des metaphorischen Sprachgebrauchs: Was bedeutet es, zu sagen (wie Barad): „Matter feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers“?³⁴ Führt das zu einer generalisierten Sorge um Dinge, zu einer Ethik des „care“, die alle Entitäten einbezieht? Folgt das der scheinbaren Utopie einer versöhnten Welt/Natur, wie sie mit mehr oder weniger guten Gründen häufig Stammesgesellschaften zugeschrieben wurde? Oder sind das einfach Anthropomorphismen, also die menschliche Projektion des Menschlichen auf Artefakte? Wessen Leiden ist im Entscheidungsfall dann wie zu bewerten und zu hierarchisieren? Müssen nicht sukzessive dazu all diejenigen Unterscheidungen wieder eingeführt werden, die zunächst auf der Ebene der vorgeschlagenen Ontologie aufgehoben werden?

Ein hier zu erwähnendes letztes Problem betrifft die Frage, warum sich gerade die Sozialwissenschaften für das „mattering von matter“ interessieren sollten? Was wird durch die Einführung dieser meta-physischen und ontologischen Annahme für die sozialwissenschaftliche Analyse bspw. konfligierender Behauptungen über die Tatsächlichkeit spezifischer ökologischer Risiken oder über die Bedeutung einer bestimmten Verkehrsinfrastruktur und ihrer Objekte gewonnen?³⁵ Auch sympathisierende Rezeptionen wie diejenige bei Bath u. a. oder Hoppe und Lemke bleiben hier die Antwort schuldig³⁶ und die bislang wenigen empirischen Studien, die sich auf den Neuen Materialismus berufen, erscheinen in dieser Hinsicht ebenfalls unklar. Entsprechende Erträge müssten nämlich über das hinausgehen, was im Rahmen existierender soziologischer und diskurswissenschaftlicher Perspektiven geleistet werden kann. Dass sich die Bedeutung von Dingen in sozialen Prozessen verändert und sie damit zu anderen Dingen werden, wie in einigen Studien des Neuen Materialismus berichtet, besitzt für sich genommen wenig Neuerungs-wert.³⁷

Was also folgt aus dem Neuen Materialismus? Ob eine auf fossile Brennstoffe ausgerichtete Energieversorgung kollabiert, hat natürlich mit

34 Karin Barad, zit. in Dolphijn, Van der Tuin 2012 (wie Anm. 5), S. 48.

35 Vgl. bspw. die unbestimmt auf der Ebene assoziativer Verbindungen und ‚Assemblagen‘ bleibenden Analysehinweise in Fox, Alldred (wie Anm. 4).

36 Vgl. Bath u. a. 2013 (wie Anm. 8), Hoppe, Lemke (wie Anm. 8), S. 274.

37 Vgl. Schwenesen, Koch 2009 (wie Anm. 8); Schadler 2013 (wie Anm. 8).

der Verfügbarkeit dieser Brennstoffe zu tun. Ob Technologiepfade umgesetzt werden können, hängt von Materialeigenschaften ab. Plastiktüten im Meer töten Meeresbewohner. Das alles ist unbestritten – und wenn es gemeint ist, dann wirkt die Herausforderung des Neuen Materialismus trivial. Dass es hier (in den Worten von Trevor Pinch) interpretative Flexibilitäten, aber eben nicht Beliebigkeiten gibt, ist lange bekannt. Deswegen möchte ich bestreiten, dass die Soziologie im Speziellen und darüber hinaus die Sozial- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen einer besseren und, wie behauptet, ‚richtigen‘, naturwissenschaftlich begründeten Ontologie bedürfen, um leistungsfähige Analysen vorzulegen. Im Gegenteil ist Barads Insistieren auf der material-diskursiven Intraaktion für konkrete sozial- oder kulturwissenschaftliche und diskursanalytische Forschung eher hinderlich, zumindest dann, wenn eine solche Forschung nicht selbst eine Ontologie setzen will, sondern sich auf die Beobachtung der Ontologiekonstruktionen in ihrem Untersuchungsfeld konzentriert.

Was macht dann das große Interesse am Neuen Materialismus aus? Seinen Rezeptionserfolg verdankt der Ansatz wohl wesentlich der Vermischung von analytischen und ethisch-politischen Versprechen. In gewissem Sinne ließe sich vielleicht von einer naturwissenschaftlich basierten Neuauflage der *Kritik der instrumentellen Vernunft* (Max Horkheimer) sprechen, welche endlich ihren „Höhlenausgang“ (Hans Blumenberg) in Gestalt der utopischen Verheißung einer post-anthropozentrisch weltversöhnten Lebensweise gefunden hat. Die von den Vertreter*innen des neuen Materialismus formulierten Ausrufungen einer besseren posthumanistischen Zukunft, die durch ihre Erkenntnistheorie und Ontologie möglich werde, folgen in ihrem Überbietungsgestus rhetorischen Bewegungen, wie sie die verschiedenen *turns* der letzten Jahrzehnte immer wieder genutzt haben.

Dieser *material turn* läuft letztlich, so meine These, auf einen *spiritual turn* hinaus. Es ist vielleicht kein Zufall, dass die entsprechenden Ansätze vor allem im nordamerikanischen Kontext und damit auch unter dem Eindruck einer der großen ungelösten US-amerikanischen Schuldfragen – der Vernichtung der Indianer und ihrer spirituellen Kulturen – wie auch unter dem Eindruck einer in den USA häufig gering geschätzten Verantwortung für Mensch-Umweltbeziehungen im Sinne ökologischer Verantwortungen entstanden sind. Wenn die Materie begehrt, fühlt, leidet, stöhnt und erinnert, wie Barad formuliert, oder wenn die Anerkennung der lebendigen Materie im Sinne von Bennett als Grundlage für die Lösung aller ökologischen Probleme eingefordert und behauptet

wird, dann bewegt sich das Denken in Richtung einer *Wiederkehr der Romantik* und des *Animismus* (alles lebt, atmet, liebt) bzw. *Neuen Spiritualismus*, der von der Wesensähnlichkeit, Relationalität, Verbindung und Lebendigkeit alles Seienden ausgeht.³⁸ Auch andere Indizien weisen in diese Richtung: Rosi Braidotti spricht vom „postsäkularen turn“ – die gegenwärtige Herausforderung bestehe darin, politische Subjektivität mit religiöser Handlungsträgerschaft (agency) zu verbinden.³⁹ Ein kürzlich im *Forum Qualitative Sozialforschung* veröffentlichter kanadischer Beitrag trägt den Titel „Integrating the Self and the Spirit: Strategies for Aligning Qualitative Research Teaching with Indigenous Methods, Methodologies, and Epistemology“.⁴⁰

Diskursforschung und die Frage der Materialitäten: Praktiken, Dispositive

Ich gestehe, dass mir die Vorstellung zukünftiger *spiritueller Wissenschaften* angesichts der gegenwärtigen Weltläufte und ihrer religiösen Konfliktpotentiale Unbehagen bereitet.⁴¹ Eine naheliegende Schlussfolgerung aus der bisherigen Diskussion scheint mir deswegen zu sein, für eine

38 Ich danke meinem Kollegen Matthias Boes, der in einer Diskussion mit dem Autor Ende 2015 meine Hinweise auf die darin enthaltene spirituelle Dimension in Zuspitzung auf die Formel *Neuer Spiritualismus* auf den Restauranttisch brachte. Auch die gefeierte „Resonanztheorie“ von Hartmut Rosa ließe sich in eine entsprechende Motivreihe mit aufnehmen. Vielleicht nicht zufällig wird sie von einer bekannten Onlineverkaufsplattform als „Bestseller Nummer 1“ in der Rubrik „Anthroposophie“ geführt. Bruno Latours Analyse der „Existenzweisen“ lässt sich mit ihren Hinweisen auf Gaia ebenfalls ähnlich auslegen. Vgl. Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin 2016; Bruno Latour: *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*. Aus dem Französischen von Gustav Roßler. Berlin 2014.

39 Braidotti 2013 (wie Anm. 8), S. 31–37.

40 Sarah Knudson: *Integrating the Self and the Spirit: Strategies for Aligning Qualitative Research with Indigenous Methods, Methodologies, and Epistemology*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 2015 Vol. 16, Nr. 3, Art. 4.

41 Interessant wäre, Beziehungen zur Bewegung des New Age in den 1970er und 1980er Jahren zu verfolgen. Auch könnte der Frage nachgegangen werden, warum sich bereits in der europäischen Vergangenheit die romantisierend-spirituellen oder animistischen bzw. vitalistischen Philosophien, auf die sich der Neue Materialismus beruft, nicht längerfristig durchsetzen konnten. Beides kann an dieser Stelle nicht geleistet werden.

sorgfältige Prüfung der Argumentationen von Karen Barad und auch derjenigen der anderen Vertreter*innen des Neuen Materialismus zu plädieren, sie also nicht vorschnell zu neuen Leitideen des soziologischen und allgemeiner des sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschens zu machen. Eine solche Prüfung beinhaltet auch, innerhalb der jeweiligen Disziplinen zunächst zu sondieren, welche bestehenden Antworten auf die aufgeworfenen Fragen gegeben sind, ob sie überhaupt als Einwand gelten können – und was ggf. der Verlust durch eine allzu schnelle Übernahme von naturwissenschaftlichen, philosophischen und kunsttheoretischen Positionen – denn darum handelt es sich – sein könnte. Insbesondere die Notwendigkeit einer material-diskursiven ontologischen Grundlegung der sozialwissenschaftlichen Analyse, also einer ultimativen Bestimmung des Seins als Voraussetzung für seine exakte Beschreibung und für die Lösung gesellschaftlicher Handlungsprobleme halte ich gegenüber der etablierten, bspw. Weberianischen Methodologie der Sozialwissenschaften – nicht das Sosein der Dinge, sondern unsere Fragen konstituieren das Problem – für weniger überzeugend: „Nicht die ‚sachlichen‘ Zusammenhänge der ‚Dinge‘, sondern die *gedanklichen* Zusammenhänge der *Probleme* liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde.“⁴²

Zwar ist gewiss anzuerkennen, dass die Sozial- und Kulturwissenschaften und auch die Diskursforschung lange Zeit den Artefakten, der ‚Natur‘ und den nichtmenschlichen Lebewesen weniger *explizite* Aufmerksamkeit widmeten. Das ist nicht verwunderlich, da sie eben als *Sozial-* und *Kulturwissenschaften* konzipiert sind. Gleichwohl hat sich etwa die Soziologie immer schon auch mit Fragen der Materialität auseinandergesetzt – nicht zuletzt der ‚alte Materialismus‘ von Karl Marx tut das bereits im 19. Jahrhundert.⁴³ Die Antwort auf die aufgeworfenen Fragen scheint mir deswegen eher in einer sorgfältigen Reflexion der dafür innerhalb der Disziplin sowie innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften verfügbaren Bordmittel zu bestehen. Ich kann und will das im abschließenden Argumentationsschritt nicht für die Soziologie oder

42 Max Weber: Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Auflage, Tübingen 1980 [1904], S. 146–214, hier: S. 166, Hervorh. im Original.

43 Die soziologische Bezugnahme auf Materialitäten erfolgt sehr viel häufiger, als es die Beschreibungen des Neuen Materialismus suggerieren, etwa bei Ludwik Fleck, Georg Simmel, Emile Durkheim, Marcel Mauss, in der Humanökologie der Chicagoer Pragmatisten usw.

gar die Sozial- und Kulturwissenschaften generell, sondern nur für die Diskursforschung etwas spezifischer ausführen. Meine These ist, dass wir hier keinen neuen Materialismus benötigen, sondern eine *entschiedenere Nutzung vorliegender Annahmen und Konzepte*. Ähnlich wie Thomas Lemke will ich dazu einen Begriff von Michel Foucault heranziehen, jedoch nicht denjenigen einer „Regierung der Dinge“ oder des „Milieus“, sondern seine Idee des *Dispositiv*s. Dabei geht es mir nicht primär darum, ob Foucault selbst diesen Begriff im Sinne der Forderungen des Neuen Materialismus gebraucht habe. Vielmehr will ich fragen, wie der Dispositivbegriff in der Diskursforschung eingesetzt werden kann, um angesichts der Anregungen durch ANT und Neuen Materialismus der Rolle von Materialitäten stärker Rechnung zu tragen, als das bislang geschieht.⁴⁴

Die Forderung nach einer Berücksichtigung von Dispositiven ist im Kontext der Diskursforschung nicht neu. Foucault hatte nach seiner *Archäologie des Wissens* einer ausschließlich textuellen Analyse, wie er selbst sie noch in *Die Ordnung der Dinge* praktizierte, eine deutliche Absage erteilt. *Überwachen und Strafen* lässt sich dann recht eindeutig als Dispositivanalyse (des Gefängnisses, der Disziplintechnologien) lesen.⁴⁵ Neben Bauplänen und Bauwerken kommen etwa Anstaltsordnungen, Verteilungstechniken und humanistisches Schriftgut in den Blick. Aus der Betrachtung all dessen wird die Diagnose der Disziplinargesellschaft entwickelt. Dabei schillert sein Dispositivbegriff in unterschiedlichen Verwendungsweisen. Wenn er bspw. in „Der Wille zum Wissen“⁴⁶ vom „Allianzdispositiv“ oder dem „Sexualitätsdispositiv“ spricht, das gestifteten Eheverbindungen zugrunde liege, dann entspricht dies wohl eher dem, was in der Soziologie klassischerweise als Institution gelten kann. Andererseits versucht er sich auch an Definitionen. Deren bekannteste ist wohl diejenige, der zufolge das Dispositiv als „Strategie ohne Strategen“, als Antwort auf einen Handlungsnotstand oder eine Handlungsdringlichkeit („urgence“) zu begreifen sei, oder in einfacheren Worten: als reagierende Intervention bei einem Problem.

44 Vgl. zur Materialität der Diskurse bereits Keller 2011 (wie Anm. 3), S. 252–260 [2005].

45 Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a. M. 1974 [1966]; Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M. 1977 [1975]; Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1988 [1969].

46 Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Band 1. Frankfurt a. M. 1989 [1976].

An dieser Stelle ist vielleicht ein kurzer Einschub hilfreich: Der Ausdruck Dispositiv ist im Französischen geläufig. Er dient zur Bezeichnung von beispielsweise administrativen, infrastrukturellen Mechanismen und Maßnahmen, die aus Gesetzesbeschlüssen abgeleitet sind und bestimmte Zielvorgaben des Gesetzgebers erfüllen sollen. Wenn Müll entsorgt und recycelt werden muss, dann ist eine entsprechende Infrastruktur notwendig: Müllkübel, Transportfahrzeuge, Genehmigungen, Grenzwerte, Personal, Hinweisblätter zur Mülltrennung, Mülldeponien, Verbrennungs- und Verwertungsanlagen usw. Den Verkehr überwacht man mit einem polizeilichen Kontrolldispositiv: Polizisten, Ampeln, Blitzgeräte, Verkehrsschilder, Verkehrskontrollen usw. Häuser werden mit einer Alarmanlage, also einem Sicherungsdispositiv, geschützt, das aus Kamera, Beleuchtung, Sirene und dergleichen bestehen kann.⁴⁷ Im militärischen Sprachgebrauch bezeichnet Dispositiv all die aufeinander bezogenen Mittel, die für eine bestimmte Angriffs- oder Verteidigungsstrategie notwendig sind: Panzer, Raketen, Soldaten, Munition, Straßen, Gefechtspläne usw. Diese Beispiele machen zunächst zweierlei deutlich: Bei einem Dispositiv handelt sich erstens um ein heterogenes Ensemble aus unterschiedlichsten Elementen, die zweitens auf ein Gesamtziel hin organisiert sind und zusammenwirken. Foucault selbst schlägt im Hinblick auf das Sexualitätsdispositiv folgende Erläuterung vor:

„Das was ich mit diesem Begriff zu bestimmen versuche, ist erstens eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. Zweitens ist das, was ich im Dispositiv festhalten möchte, gerade die Natur der Verbindung, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann. [...] Drittens verstehe ich unter Dispositiv eine Art – sagen wir – Gebilde, das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden

47 Wie mir im Rahmen eines Vortrages an der Universität Wien im November 2015 erläutert wurde, war der Begriff auch im Österreichischen als Leihwort üblich. In den Kellerräumen der Universität fänden sich nach wie vor Kästen mit der Aufschrift ‚Sicherheitsdispositiv‘.

Aufforderung nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.⁴⁸

Ein Dispositiv ist nicht Ergebnis eines strategischen Beschlusses und Maßnahmenvollzugs, der von einer dominanten gesellschaftlichen Machtposition aus erfolgt und kontrolliert wird, um ein spezifisches Ziel zu erreichen, sondern es entsteht aus dem Zusammenwirken unterschiedlicher Elemente und Strategien, deren Zusammenspiel und Effekte analysiert werden sollen. Das Dispositiv ist eine Konstellation von vielfältigen, aufeinandertreffenden, sich verstärkenden und behindernden Strategien und Taktiken, diskursiven sowie nicht-diskursiven Praktiken und Materialitäten, die bestimmte Macht- beziehungsweise Wirklichkeitseffekte hervorbringen, ohne dass man von der sich als Effekt einstellenden „Gesamtstrategie“ noch sinnvoll sagen könne, wer sie konzipiert habe. Gilles Deleuze bezeichnete diese Untersuchung von Dispositiven im Anschluss an Foucault als „Kartographie“: „Will man die Linien eines Dispositivs entwirren, so muß man in jedem Fall eine Karte anfertigen, man muß kartographieren, unbekannte Länder ausmessen – eben das, was er als ‚Arbeit im Gelände‘ bezeichnet.“⁴⁹ Die Analyse von Dispositiven ist die neue Gestalt, in der Foucault sein genealogisches Interesse zum Einsatz bringt.

Die Rezeption des Dispositivbegriffs in der deutschsprachigen Diskursforschung ist bis heute durch Bemühungen um Verständigung im Modus des Grundsätzlichen geprägt. Dazu hat vielleicht die unpassende Übersetzung des Begriffs ins Englische als „apparatus“ beigetragen, in der Louis Althusser die Idee der „Staatsapparate“ mitschwingt, und der im Französischen eben eher „appareil“ entsprechen würde, was den maschinenartigen und durchkonstruierten Charakter stärker betont als „dispositif“. Anfang der 2000er Jahre jedenfalls fordert Siegfried Jäger für die *Kritische Diskursanalyse* programmatisch eine Nutzung des Dispositivbegriffs, ohne dass dem in dieser sprach- und ideologiekritischen Variante der Diskursforschung dann jedoch eine tatsächliche Verwen-

48 Michel Foucault: Das Spiel des Michel Foucault. In: Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Hg. von Daniel Defert u. François Ewald. Bd. 3: 1976–1979. Frankfurt a. M. 2003, S. 391–429 [1977], hier S. 392f.

49 Gilles Deleuze: Was ist ein Dispositiv? In: François Ewald, Bernhard Waldenfels (Hg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a. M. 1991, S. 153–162, hier S. 153.

dung zu entsprechen scheint.⁵⁰ Wenig später schlugen Andrea Bührmann und Werner Schneider eine sehr umfassende *Dispositivanalyse* als eigenständiges Forschungsprogramm vor, das unterschiedlichste Hervorbringungskonstellationen in den Blick nehmen soll.⁵¹ Ein Beispiel für eine entsprechende Analyse bildet die Untersuchung von Schule als „Geschlechterdispositiv“ von Monika Jäckle.⁵² Auch die *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) fordert seit Ende der 1990er Jahre eine dispositivanalytische Perspektive in der Diskursforschung, die bspw. im Rahmen diskursethnographischer Forschung erschlossen werden kann.⁵³ Diskurse werden hier als Infrastrukturen der Diskursproduktion bzw. der diskursiven Weltintervention gefasst. Weitere Diskussionen und Vorschläge zu anders akzentuierten Fassungen des Konzepts liegen vor.⁵⁴

Dispositive und Praktiken in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse

Auf den verbleibenden Seiten soll kurz erläutert werden, wie die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA)⁵⁵ die Frage der Materialitäten unter Nutzung des Dispositivbegriffs adressieren kann. Dazu müssen zunächst ein paar Grundüberlegungen der WDA rekapituliert werden.

- 50 Jäger, Siegfried: Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Reiner Keller u. a. (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 1: Theorien und Methoden. 3. erweiterte Auflage. Wiesbaden 2011, S. 91–124.
- 51 Andrea D. Bührman, Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse. 2. Aufl. Bielefeld 2012.
- 52 Monika Jäckle: Schule M(m)acht Geschlechter: Eine Auseinandersetzung mit Schule und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008; Monika Jäckle u. a.: Doing Gender Discourse: Subjektivierung von Mädchen und Jungen in der Schule. Wiesbaden 2016.
- 53 Keller 2011 (wie Anm. 3), S. 260–262; Reiner Keller (2007): Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der Diskursforschung [46 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung 2007 Vol. 8 (2), Art. 19, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-19-d.htm> [Zugriff vom 2.6.2007].
- 54 Z. B. Joannah Caborn Wengler, Britta Hoffarth, Lukasz Kumięga (Hg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs: Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden 2013; Silke van Dyk: Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2013 Vol. 1 (1), S. 44–66.
- 55 Keller 2011 (wie Anm. 3).

Begreift man einerseits mit Foucault Diskurse als Aussagepraktiken, welche die Gegenstände hervorbringen, von denen sie handeln, dann stellt sich die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen des performativen Vollzugs der diskursproduzierenden Praktiken. Dies gilt andererseits auch dann, wenn man, wie der spätere Foucault, Diskurse als Einsätze in diskursiven Kämpfen um die Bestimmung einer Problemsituation begreift. Die WDA konzipiert deswegen diskursive Praktiken als Sonderform kommunikativer Handlungs- und Interaktionsketten, die durch Routinen bzw. Regeln spezifischer Diskursuniversen instruiert sind. Sie setzen sozialisierte Sprecher*innen voraus, die in der Lage sind, die entsprechenden Routinen zu vollziehen und durch ihre Aussageproduktion die Strukturierung diskursiver Gefüge zu gewährleisten, aber auch zu transformieren. Das kann ganz analog zum allgemeinen Sprachgebrauch gedacht werden, der nicht nur permanent sprachliche Strukturen produziert und reproduziert, sondern auch ganze Wirklichkeitssettings, etwa durch Gebrauch von Begriffen wie Materialität, Praktik, Foucault usw.

Diskursive Praktiken sind jene Praktiken der Aussageproduktion, die direkt die Herstellung von Äußerungen im Medium von Zeichensystemen anleiten: Sprechen, Schreiben, Visualisieren usw. Wenn hier von Praktiken die Rede ist, so handelt es sich doch um mehr oder weniger routinisierte Handlungsvollzüge mit (multipler) intentionaler Grundlage. Zugleich sind darin unterschiedlichste Materialitätsebenen einbezogen: der Tisch, an dem ich hier schreibe, das Licht, das mir das Sehen ermöglicht, der PC in seiner Dinggestalt und Taktilität, und die Software als immaterielles Hilfswerkzeug, aber auch meine Hände, mein Körper, mein Leib, der Stuhl auf dem ich sitze usw. Nicht zu vergessen ist dabei die Raumzeitlichkeit des Geschehens, die Thomas Eberle im direkten Rekurs auf Alfred Schütz wie folgt erläutert:

„Wenn ich zum Beispiel den kleinen Finger meiner Hand beuge, prägt sich dieses Erlebnis in der Sphäre meines somatischen Lebensgefühls ein, durch das es in die gedächtnisbegabte Dauer eindringt. Während dieses Bewegungsablaufs vom gestreckten zum gebeugten Finger bin ich gealtert, was sich – zumindest bei einer seriellen Wiederholung – in einer Ermüdung der betreffenden Muskeln, also einem rein somatischen Erlebnis niederschlagen kann.“⁵⁶

56 Thomas Eberle: Altern als subjektive Erfahrung. In: Reiner Keller, Michael Meuser (Hg.): Alter(n) und vergängliche Körper. Wiesbaden 2017, S. 13–44, hier S. 17–18.

Dass das alles im eben genannten Beispiel der Verfassung dieses Textes zusammenspielt, ist Ergebnis ganz unterschiedlicher Lernvorgänge und technischer Möglichkeiten (die etwa durch das Web 2.0 massiv verändert wurden). So wie die verschiedenen Bestandteile des Autofahrens – Lenkrad halten, Blicken, Hand zur Schaltung, Fuß aufs Bremspedal, das sich anders anfühlt als das Gaspedal, Regeln der Vorfahrtgewährung erinnern und einspeisen – anfangs nur ruckelig koordiniert werden und dann in Fleisch und Blut übergehen, so geschieht dies auch bei den konkreten Handlungsvollzügen und -verkettungen der Produktion von Äußerungen, zu der dann gewiss auch die Medien und Materialitäten der Verbreitung gehörten – etwa diese Druckseite oder auf dem E-Book. Die Diskursforschung sieht in der Regel und aus zwingenden Gründen von der Analyse der Singularität des einzelnen Herstellungsprozesses ab. Stattdessen betrachtet sie die Äußerung, den Text, das Gesprochene als Dokument der skizzierten Vollzugspraxis. Und dieses Dokument wiederum kommt seinerseits nicht als singuläre Gestalt in den Blick, sondern als Bestandteil einer seriellen und strukturieren Aussageformation, die genau deswegen eben Diskurs genannt werden kann. Aus diesem Grund wird in der Regel die materiale Gestalt des einzelnen Äußerungsdokuments aus der näheren Analyse ausgeschlossen. Damit ist im Übrigen eine wichtige Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Analyse angesprochen: Sie muss permanent entscheiden zwischen dem, was ihr im Rahmen des verfolgten Erkenntnisinteresses als relevant gilt, und dem, was sie unter diesen Umständen ins Außerhalb ihres Blickes verbannen muss, da sie sonst als Analyse nicht mehr möglich ist.

Die erwähnten diskursiven Praktiken der Aussageproduktion setzen ihrerseits eine allgemeine menschliche Handlungsfähigkeit voraus, wenn wir davon absehen, dass sie als algorithmische Programmierungen in Teilen auch auf Maschinen übertragen werden können, wie etwa in der Sportberichterstattung. Diese lässt sich als basale anthropologische Grundannahme aus dem Zusammenspiel von sozialphänomenologischen und pragmatistischen Argumenten wie folgt erläutern: Menschen sind ‚qua Natur‘ dazu gezwungen, sich die Weltsituationen, in denen sie sich wiederfinden, durch Deutungsarbeit bzw. Situationsdeutung zu erschließen. Das setzt die Konstitution von Sinn im einzelnen Bewusstsein und Leibkörper voraus – dort treffen die sinnlichen Eindrücke aufeinander und werden zur Gestalt einer Weltwahrnehmung aufgebaut. Die entsprechenden Aufbauprozesse werden ermöglicht durch die internalisierte Sozialität kollektiver Wissensvorräte oder, in den Worten von George

Herbert Mead, durch die kommunikative Strukturierung des Bewusstseins als einem durch und durch sozialen Phänomen. Die Arbeit der Situationsdeutung folgt dann pragmatischen Motiven des problemlösenden Handlungsvollzugs: ohne Behausung erfriert die somatische Singularität im kalten Winter; ohne Nahrung und Wasser machen die Körper schlapp; die Verwandtschaft verlangt nach Geschenken, der Text muss bis morgen abgegeben sein usw. Alfred Schütz spricht hier von Relevanzstrukturen bzw. Auslegungsrelevanzen und pragmatischen Motiven der alltäglichen Lebenswelt. Auch umfassendere institutionalisierte „Gesamthandlungen“ (Gesa Lindemann), wie sie etwa in Gestalt von Diskursen vorliegen, haben einen pragmatischen Weltbezug: sie zielen auf die Bearbeitung von Denk-, Analyse- und/oder Handlungsproblemen in Kollektiven.

Richtet man Diskursanalysen auf die dispositive Strukturierung der Diskursproduktionen aus, dann impliziert dies je nach Gegenstandsbereich einen Blick auf unterschiedlichste Elemente und deren Zusammenspiel. Ihre Erforschung kann einerseits als mesoanalytische Ressourcenforschung angelegt sein, etwa dann, wenn Lehrstühle, Institutsmittel, Finanzausstattungen, Forschungslabore usw. ausgezählt werden, um die institutionell-organisatorischen Ressourcen einer Diskursproduktion (an Personal und sonstigen Machtmitteln) zusammenzustellen. Im Rahmen präzisierender *Diskursethnographien* kann freilich auch die soziale und raumzeitliche Verflechtung von Dingen, nicht-diskursiven Praktiken und diskursiven Praktiken in den Blick genommen werden. Von Diskursethnographien spreche ich im Sinne fokussierter Ethnographie, die eine spezifische organisatorische Praxis unter dem Blickwinkel der Diskursproduktion in den Blick nimmt.⁵⁷

Ich will das am Beispiel meiner eigenen Studie über die Mülldebatten in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1970 bis 1995 kurz illustrieren.⁵⁸ Damit die statistische Aussagegestalt des Abfallaufkommens in

57 Ein Beispiel dafür liefert die Studie von Ingmar Lippert, der die Erstellung eines Klimaberichts in einem Großunternehmen ethnographisch untersucht hat. Vgl. Ingmar Lippert: Studying Reconfigurations of Discourse: Tracing the Stability and Materiality of 'Sustainability/Carbon'. In: Zeitschrift für Diskursforschung 2014, 2. Jg. Heft 1, S. 32–54.

58 Reiner Keller: Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. 2. Aufl. Wiesbaden 2009.

diskursiver Berichtsform in die Welt treten darf, bedarf es einer Vielzahl angeschlossener oder besser vorgeschalteter diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken. Zu letzteren zähle ich bspw. die konkrete Sammlung des Mülls, also die Ablagerung in die Haustonnen, deren Abholung durch die Müllmänner, ihr Sortieren und Vermessen, um die Gesamtmenge unterschiedlicher Stoffgruppen in Gewicht und Volumen zu erfassen usw. Zugleich sind darin unterschiedliche Dinge verwickelt, die mehr oder weniger spezifisch für das in Frage stehende Praxisfeld sind: die Tonnen, Anlagen und Fahrzeuge sind sicherlich spezifisch, das Personal ebenso, dessen Schutzkleidung schon weniger. Eine entsprechende Analyse muss auch hier permanent Selektionsentscheidungen treffen und begründen. Wahrscheinlich ist es wenig plausibel, die verfügbare Verkehrsinfrastruktur direkt der Produktion von Mülldiskursen zuzurechnen, die Dinge, Maschinen und das Personal der Entsorgung dafür umso mehr. Grundsatzdiskussionen über die Frage, ob es überhaupt nichtdiskursive Praktiken gebe, sind hier wenig hilfreich. Dem auch für die Analyse geltenden Motiv einer pragmatischen Auslegungsrelevanz folgend muss sich zeigen, ob entsprechende Unterscheidungen nützliche Aspekte in den Blick nehmen und differenzieren können, ob also bspw. die Transportpraxis des Mülls sich von der Berichtspraxis eines Sachverständigenrats oder der Mobilisierungspraxis einer NGO signifikant unterscheidet (wie ich meine). Vergleichbares gilt für die Auswahl der Elemente, die in eine entsprechende Dispositivanalyse einbezogen werden.

Eine zweite Dimension dispositiver Bestandteile diskursiver Strukturierungen ist mit den *Dispositiven der Weltintervention* angesprochen. Wenn Diskurse als Einsätze in diskursiven Kämpfen und Problematisierungen verstanden werden, dann kommt in den Blick, dass sie häufig die Erzeugung von Infrastrukturen der Problembearbeitung anregen. Auch hier geht es um Konglomerate von Praktiken, Dingen, Akteuren, Texten usw. Das lässt sich ebenfalls am Beispiel des Mülls illustrieren: Am Ende einer 25jährigen Diskurskarriere steht in der Bundesrepublik Deutschland Mitte der 1990er Jahre die Verabschiedung des sogenannten Kreislaufwirtschaftsgesetzes, d.h. eines regulierenden Textes, der weitreichende Interventionen in die Praxis der Müllbearbeitung vorschreibt. Dazu müssen neue Anlagen der Müllverwertung gebaut werden, entsprechendes Personal ist zu schulen, Konsumdinge sind zu klassifizieren und zu kennzeichnen, Verbote durchzusetzen usw. Auch hier können mesoanalytische Bilanzierungen von Ressourcenaufbauten durch diskursethographische Fallstudien zur dispositiven Fallbearbeitung ergänzt

werden. Nur in seltenen Fällen wird dabei die dispositive Struktur der Weltintervention einem und nur einem einzigen Diskurs zugerechnet werden können. Überwiegend ist davon auszugehen, dass die entwickelte Infrastruktur der Intervention ihrerseits dann ganz unterschiedlichen Trägheitsbedingungen, Gestaltungszwängen und -einflüssen unterliegt, bspw. den verfügbaren Finanzhaushalten der Kommunen, den Absatzinteressen von Anlagenvertreibern u. a. mehr. Und ob die davon ausgehenden Effekte letztlich als Problemlösung im Sinne der Diskursintention verstanden werden können, oder nicht ihrerseits nichtintendierte Folgen und überraschende, eigenwillige Aneignungsweisen in Praxisfeldern hervorgerufen, kann als anschließbares Untersuchungsinteresse gelten.

In beiden Fällen, also sowohl in Bezug auf die Dispositive der Diskursproduktion wie auch im Hinblick auf die Formen der diskursiven Weltintervention können neben klassischen Inventarisierungen eben ethnographische Vorgehensweisen genutzt werden. Meines Erachtens erhalten diese ihre spezifische Gestalt und ihre Ausrichtung durch die Fokussierung auf die erwähnten Dispositivelemente. Im Vollzug ihrer Forschungspraxis unterscheiden sie sich aber nicht von den erprobten Formen des ethnographischen Arbeitens, das seit jeher für das Zusammenspiel von Interaktionen, Handlungsvollzügen, Regeln und Artefakten in situirten Settings aufmerksam ist.

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass die vorangehend unternommene Trennung von Dispositiven der Diskursproduktion, Diskursen und Dispositiven der Weltintervention sicherlich stilisiert ist. Im Gegenstandsbereich der Diskursforschung ist davon auszugehen, dass diese verschiedenen Ebenen und Dimensionen in permanenten sozialen, sachlichen und raumzeitlichen Verflechtungszusammenhängen stehen und auch ihren Status in Abhängigkeit von Fragestellungen wechseln können, so wie das Kreislaufwirtschaftsgesetz und die damit verknüpften Maßnahmen wiederum zur Grundlage neuer Aussageproduktionen werden. Zugleich sind unterschiedlichste Beharrungseffekte in Rechnung zu stellen: Strukturierte Zusammenhänge von Diskursen, Praktiken und Dingen unterliegen Trägheitsmomenten. Gleichwohl kann von jeder Ebene der Impuls zur Veränderung kommen: etwa wenn diskursive Strukturierungen durch neue Ereignisse ‚zum Tanzen gebracht werden‘, wenn Praxisvollzüge auf Widerstände stoßen oder wenn Dinge in ihren Prozessen und Folgen zu Problemgeneratoren gemacht werden. All das bedarf freilich der kommunikativ-diskursiven Arbeit, und genau deswegen hält die Wissenssoziologische Diskursanalyse am *Primat des*

Diskursiven fest, um die eingeflochtenen Materialitäten in den Blick zu nehmen.⁵⁹

- 59 Das scheint mir alles in allem mit dem Ansatz der Material Semiotics von John Law kompatibel, der diesen als mikroanalytischen Ansatz in direkten Bezug zur Foucaultschen Diskursperspektive stellt. Vgl. John Law: Actor Network Theory and Material Semiotics. In: Bryan S. Turner (Hg.): *The New Blackwell Companion to Social Theory*. London 2009, S. 141–158.

Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven – das Beispiel ‚Individuelle Förderung‘

Andrea D. Bührmann und Kerstin Rabenstein¹

In der qualitativen (Bildungs-)Forschung spielen die Dinge und die Frage nach ihrem (Mit) Wirken in Bildungspraxen eine zunehmend größere Rolle. Allerdings werden Diskurse und somit auch machttheoretische Fragen in den vorliegenden Studien eher nicht berücksichtigt. Ausgehend von einem Einblick in die bislang in der Bildungsforschung eingenommenen Perspektiven auf die Dinge formulieren wir deshalb den Vorschlag, Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven zu untersuchen. Plausibilisiert wird er anhand einer Skizze zum Förderdispositiv.

Bildungspraxen sind gegenstandsangemessen nur zu verstehen, so unsere Ausgangsthese, wenn man einen methodologischen Zugang ihrer Beobachtung entwickelt, der es erlaubt, sie im Zusammenspiel mit (diskursiven und nicht diskursiven) Praktiken² sowie als deren Materialisierungen in den Blick zu nehmen und ihr Mitwirken in Praktiken zugleich in machttheoretischer Perspektive zu analysieren. In der qualitativen Bildungsforschung wurden Bildungspraxen allerdings lange Zeit vorrangig als diskursive Praxen untersucht. Wenn es ein bildungswissenschaftliches Forschungsinteresse an den Dingen gab, richtete sich dieses vorrangig auf die symbolische Bedeutung der Dinge für Bildungssubjekte und resultierte aus einer an einer ‚Dinghermeneutik‘ ausgerichteten

- 1 Andrea D. Bührmann und Kerstin Rabenstein sind PIs im Projekt ‚Schlözer Programm Lehrerbildung‘ im ‚Handlungsbereich C: Diversität gerecht werden‘ an der Georg-August-Universität Göttingen. Das Schlözer Programm Lehrerbildung wird im Rahmen der gemeinsamen „Qualitätsoffensive Lehrerbildung“ von Bund und Ländern mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01JA1617 gefördert.
- 2 Dabei gehen wir davon aus, dass sich verschiedene Praktiken zu einer Praxis verketteten können, aber nicht müssen.

Perspektive³. Zwar hat sich dies in den letzten zehn Jahren erheblich verändert: In der qualitativen Bildungsforschung werden Bildungspraxen zunehmend mit einem Interesse an den Wechselwirkungen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Aktanten beschrieben sowie Dinge und Räume als Ko-Produzentinnen einer sozialen Praxis und in ihrer konstitutiven Bedeutung für soziale Praxen untersucht⁴. Allerdings ist in den empirischen Beobachtungen immer wieder die Tendenz zu beobachten, dass den Materialitäten von Dingen und einer mit ihnen in Zusammenhang gebrachten pädagogisch-didaktischen Bedeutung ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Machttheoretischen Aspekten der „Disziplinierung der Dinge“⁵ in Bezug auf ihren Einsatz in institutionellen Lehr-Lernsituationen wird demgegenüber keine oder nur eine randständige Aufmerksamkeit zuteil.

- 3 Christian Rittelmeyer, Michael Parmentier: Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Darmstadt 2001; Käte Meyer-Drawe: Herausforderung durch die Dinge. Das Andere im Bildungsprozess. In: Zeitschrift für Pädagogik 45, 3, 1999, S. 329–335. Vgl. zu einer ähnlichen Perspektive auf Dinge in Hinsicht auf ihre ‚Dingbedeutung‘ in der Europäischen Ethnologie Manfred Eggert, Stefanie Samida: Menschen und Dinge. Anmerkungen zum Materialitätsdiskurs. In: Herbert Kalthoff u. a. (Hg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 123–153.
- 4 In der interdisziplinären Diskussion zu ‚materiellen Kulturen‘ stellt die erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung zu ‚Materialität von Lernkulturen‘ noch weitgehend eine Leerstelle dar. So ist die Disziplin – Erziehungswissenschaft/Pädagogik – z. B. in dem Handbuch von Stefanie Samida, Manfred Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen. Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014 nicht vertreten. Die Auseinandersetzung in der qualitativen Bildungsforschung ist nachzuvollziehen u. a. in Arnd-Michael Nohl: Pädagogik der Dinge. Bad Heilbrunn 2011; Tobias Röhl: Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis. Stuttgart 2013; Thomas Alkemeyer u. a. (Hg.): Körper × Räume × Objekte. Weilerswist 2015; Ulrich Gebhard u. a.: Editorial. Räume, Dinge, und schulisches Wissen. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung. Empirische Beiträge aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, 4, 2015 (Schwerpunktthema: Materialitäten in Unterricht und Schule). S. 3–14. Studien, die sich für die Herstellungsprozesse didaktischer Materialien interessieren, stellen noch eine Ausnahme dar: Felicitas Macgilchrist: Schulbuchverlage als Organisationen der Diskursproduktion: Eine ethnographische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 31, 3, 2011, S. 248–263; Felicitas Macgilchrist: Media Discourse and De/Coloniality: A post-foundational Approach. In: Christopher Hart, Piotr Cap (Hg.): Contemporary Studies in Critical Discourse Analysis. London 2014, S. 387–407.
- 5 Röhl 2013, (wie Anm. 3), S. 61–62.

Im Folgenden schlagen wir demgegenüber in einer dispositivtheoretischen Perspektive im Horizont von Foucaults ‚kritische(r) Ontologie der Gegenwart‘ eine Erweiterung dieser Methodologien vor. Mit dem Dispositivkonzept kann unserer Ansicht nach die materielle Dimension sozialer Praxen von vorneherein als eine diskursiv-materielle und zugleich die Dinge selbst als materialisierte Effekte (diskursiver) Praktiken verstanden werden. Im Kern argumentieren wir also dafür, dass Dinge methodologisch nur angemessen verstanden werden können, wenn zum einen die Diskurse um die Bedeutung bzw. den Gebrauch von Dingen in machttheoretischer Perspektive in ihre Beobachtung einbezogen werden und zum anderen die Dinge selbst auch als materialisierte wie machtvolle Effekte von Diskursen begriffen werden.

Nachdem wir im Folgenden den Stand der methodologischen Diskussion zu den Dingen in der praxistheoretisch fundierten Bildungsforschung skizziert haben, führen wir diesen Gedanken aus. Anschließend plausibilisieren wir ihn am Beispiel eines von uns als Förderdispositiv bezeichneten Dispositivs, das sich unserer Ansicht nach gegenwärtig in der Bildungsforschung und -praxis auszubreiten beginnt. Insgesamt versuchen wir immer wieder transparent zu machen, wie die Verhältnisse von Diskursen, Dingen und Praktiken in machttheoretischer Perspektive jeweils gedacht werden (können) und dass wir die einzelnen Elemente dieser Verhältnisse und die Verhältnisse selbst als Prozesse betrachten.

1. Dinge, Praktiken und Diskurse in der qualitativen Bildungsforschung

In der qualitativen Bildungsforschung haben sich in jüngster Zeit unterschiedliche Perspektiven herausgebildet, die sich den Dingen in pädagogischen Kontexten und damit auch Fragen der Pädagogisierung der Dinge zuwenden⁶. Mit Blick auf die je vorgenommene Modellierung von Dingen und ihrem Verhältnis zu Praktiken und Diskursen können die folgenden drei methodologischen Perspektiven auf die materielle Dimension von Bildungspraxen unterschieden werden⁷:

6 Im Folgenden orientieren wir uns an der Begriffsverwendung der jeweils referierten Literatur.

7 Vgl. für weitere Ausführungen hierzu Kerstin Rabenstein: Schaffen Dinge Unterschiede? Methodologische Überlegungen zur Materialität von

Erstens liegen Studien vor, die sich für ‚Dinge des Wissens‘ in institutionalisierten Lehr-Lernsituationen interessieren. Sie fokussieren die Verbindungen der Dinge untereinander sowie mit menschlichen Akteuren und beobachten ihre Mitwirkung in Wissensvermittlungsprozessen. So werden z. B. Experimentaufbauten im Zusammenspiel mit Tafel und Kreide und weiteren Darstellungsmedien im naturwissenschaftlichen Unterricht⁸ bzw. auch Tafel und Kreide in mathematischen Vorlesungen an der Hochschule⁹ als Mitspieler*innen in Wissensvermittlungsprozessen untersucht. In Anlehnung an Bruno Latours Netzwerkgedanken, ein ethnomethodologisches Verständnis des Gebrauchs der Dinge in Praktiken und die postphänomenologische Technikforschung wird ein differenziertes Verständnis der Relationen zwischen den Dingen, Menschen und den Praktiken ihres Gebrauchs entworfen¹⁰. Mit diesen Zugängen kann z. B. beschrieben werden, wie Experimentaufbauten in Verbindung mit weiteren Dingen, wie Tafel oder Kreide oder Heften und Schulbüchern etc., an der Aufführung eines verobjektivierenden, ‚nüchternen‘ Blicks auf die Welt und somit einer didaktisch inszenierten und immer wieder herzustellenden Vermittlung eines naturwissenschaftlichen Weltverständnisses im Unterricht beteiligt sind. In diesen Studien werden die Dinge in ihrem Zusammenspiel miteinander und mit (diskursiven und nicht-diskursiven) Praktiken im Klassenzimmer untersucht. Dass die Dinge für den naturwissenschaftlichen Unterricht mit bestimmten Vermittlungsabsichten aufgeladen werden und nur als disziplinierte, in bestimmter Weise funktionierende Dinge im Unterricht mitspielen dürfen, wird dabei zwar berücksichtigt¹¹, doch wird weniger beachtet, dass die Dinge in machtheoretischer Perspektive zugleich als materialisierte

Subjektivierungsprozessen. In: Anja Tervooren, Robert Kreitz (Hg.): Dinge und Raum in der qualitativen Bildungs- und Biographieforschung. Leverkusen o. J., (Im Erscheinen).

- 8 Tobias Röhl: From Witnessing to Recording – Material Objects and the epistemic Configuration of Science Classes. In: *Pedagogy, Culture and Society* 20, 1, 2012a, S. 49–70; Tobias Röhl: Disassembling the Classroom – an ethnographic Approach to the Materiality of Education. In: *Ethnography and Education* 7, 1, 2012b, S. 109–126; Herbert Kalthoff, Tobias Röhl: Interobjectivity and Interactivity: Material Objects and Discourse in Class. In: *Human Studies* 34, 4, 2011, S. 451–469 [<http://link.springer.com/content/pdf/10.10072Fs10746-011-9204-y.pdf>].
- 9 Christian Greiffenhagen: The Materiality of Mathematics: Presenting Mathematics at the Blackboard. In: *The British Journal of Sociology*, 65, 3, 2014, S. 502–528.
- 10 Röhl 2013, (wie Anm. 3), S. 27–31.
- 11 Ebd., S. 61.

Effekte naturwissenschaftlicher Diskurse verstanden werden könnten. Von den Diskursen, mit deren Hilfe die Dinge erst zu Mittlern verobjektivierten Wissens im naturwissenschaftlichen Unterricht werden können, wird indes abgesehen. Diese tragen jedoch ebenfalls zur Festigung ihrer im Unterricht aufgeführten, dabei stets aufs Neue zu stabilisierenden Bedeutung als Wissensmittler*innen bei. Diese Perspektive auf Dinge sieht also von machtheoretischen Aspekten und somit zentralen Diskursen ab, in denen Dinge bestimmte Wirkmächtigkeiten erhalten bzw. in denen sie diese beanspruchen können.

Zweitens sind Untersuchungen entstanden, die sich für ‚Dinge des Lernens‘ im (Grundschul-)Unterricht und somit für Dinge in ihrer potenziellen didaktischen Bedeutung interessieren. Sie unterscheiden dabei die Herstellungspraktiken, in denen Dinge mit bestimmten didaktischen Bedeutungen ausgestattet werden¹², und Bedeutungen von Dingen, die situativ in Praktiken entstehen¹³. Im Ergebnis werden Interaktionen auf den in ihnen zu beobachtenden (vermeintlich) (in)korrekten, didaktisch (dys)funktionalen Gebrauch dieser ‚Dinge des Lernens‘ für das Lernen von Schüler*innen rekonstruiert. Aufgrund des Interesses an den didak-

12 Jutta Wiesemann, Jochen Lange: Schülerhandeln und die Dinge des Lernens. Zum Verhältnis von Sinn und Objektgebrauch. In: Thomas Alkemeyer u. a. (Hg.): Körper × Räume × Objekte. Weilerswist 2015, S. 261–282.

13 Jutta Wiesemann, Jochen Lange: Wissen schaffen durch die Dinge? Ergebnisse aus einer ethnographischen Studie zur Materialität im Sachunterricht. In: Zeitschrift für Grundschulforschung. Bildung im Elementar- und Primarbereich 7, 2, 2014, S. 46–59; Kerstin Rabenstein, Johanna Wienike: Der Blick auf die Dinge des Lernens. Überlegungen zur Beobachtung der materiellen Dimension pädagogischer Praktiken. In: Sabine Reh, Heike de Boer (Hg.): Beobachtung in der Schule – beobachten lernen. Wiesbaden 2012, S. 189–202. Marei Fetzer: Lernen in einer Welt der Dinge. Methodologische Diskussion eines Objekt-integrierenden Ansatzes zur mikroethnographischen Unterrichtsanalyse. In: Barbara Frieberthäuser u. a. (Hg.): Feld und Theorie. Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie. Opladen 2012, S. 121–136; Marei Fetzer: Counting on Objects in Mathematical Learning Processes. Network Theory and Networking Theories. In: Behiye Ubuz, Cigdem Haser, Maria Alessandra Mariotti (Hg.): Proceedings of the Eighth Congress of the European Society for Research in Mathematics Education, (CERME 8, Antalya), 2013, S. 2800–2809, [https://bibliotecadigital.ipb.pt/bitstream/10198/10108/3/CERME8_2013_Proceedings.pdf], Georg Breidenstein: Vincent und die Apotheke – oder: die Didaktik des Materials. In: Zeitschrift für interpretative Schul- und Unterrichtsforschung. Empirische Beiträge aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, 4, 2015 (Schwerpunktthema: Materialitäten in Unterricht und Schule), S. 15–30.

tischen Bedeutungen der Dinge und deren Verschiebungen durch den situativen Gebrauch der Dinge auf Seiten der Lernenden kommt allerdings kaum in den Blick, dass und wie Dinge unterrichtliche Praktiken formieren bzw. transformieren (können). Machttheoretische Fragen, die die Entstehung und Durchsetzung bestimmter Bedeutungen der Dinge betreffen, werden ebenfalls nicht gestellt.

Schließlich lässt sich eine dritte Gruppe von Studien ausmachen, die sich für differenzierende und hierarchisierende Wirkungen von Dingen des Lernens im Unterricht interessieren, und zwar im Hinblick auf die Eröffnung unterschiedlicher Teilnahmemöglichkeiten für Schüler*innen im Unterricht, die Unterschiedliches können¹⁴. Diese Studien fragen danach, wie Dinge an der Entstehung sozialer Ordnungen kopräsender Akteure mitwirken. Machttheoretische Aspekte sind hierbei von Interesse, wobei den Dingen nicht im Zusammenhang mit Diskursen, sondern aufgrund ihrer Materialität Macht zugeschrieben wird. Das Interesse gilt somit weniger der Frage, ob und wenn auf welche Dinge in Interaktionen welche Macht entfaltet werden kann. In diesen Studien wird die diskursive Dimension von Machtverhältnissen und der Dinge, die an ihnen mitwirken, weitgehend ausgeblendet.

Die referierten Studien zur Beobachtung materieller Dimensionen von Bildungspraxen sind in Bezug auf die Frage der situativen Entstehung von Bedeutungen von Dingen in Praktiken in hohem Maße produktiv. Sie schärfen zudem den Blick für das Situative und Konkrete von Ding-Praktiken. Die Methodologien erlauben es besser zu verstehen, dass Dinge an sich keine Bedeutung haben, sondern ihre Bedeutungen in Relation zu ihrem Gebrauch im Zusammenhang mit weiteren Dingen und Menschen entstehen und permanent transformiert werden. Die empirischen Beobachtungen auf der Basis dieser Methodologien fördern dabei zu Tage, dass in Gebrauchspraktiken der Dinge sowohl immer wieder Bemühungen um die Stabilisierung bestimmter Bedeutungen als auch Versuche der Verschiebung – und insofern der De-Stabilisierung – zu beobachten sind.

14 Barbara Asbrand, Matthias Martens, Dorte Petersen: Die Rolle der Dinge in schulischen Lehr- Lernprozessen. In: Arnd-Michael Nohl, Christoph Wulf (Hg.): Mensch und Ding. Die Materialität pädagogischer Prozesse. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Sonderheft 25, 2013, S. 171–188; Tanja Sturm: Rekonstruktion der Herstellung und Bearbeitung von Differenz im inklusiven Unterricht mithilfe der Dokumentarischen Videointerpretation. In: Ralf Bohnsack, Bettina Fritzsche, Monika Wagner-Willi (Hg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Opladen 2014, S. 153–178.

Dabei bleibt jedoch außen vor, wie Dinge nicht nur in nicht-diskursiven Praktiken, sondern auch in diskursiven Praktiken Bedeutungen erhalten bzw. wie Diskurse zur De-Stabilisierung bestimmter Bedeutungen auch in machttheoretischer Hinsicht beitragen. Machttheoretische Fragen werden aufgrund des Fokus der referierten Studien auf die Dinge nur als Fragen nach der Macht der Dinge in den Blick genommen, weniger als Macht von Diskursen zu den Dingen. So wird – in der Tendenz – auch die Analyse sozialer Machtverhältnisse auf eine Analyse der Macht der Dinge verkürzt. Vor diesem Hintergrund schlagen wir vor, für die Analyse der materiellen Dimension von Bildungspraxen Dinge, Praktiken und Diskurse als Elemente in Dispositiven zu betrachten.

2. Dispositivanalytischer Zugang zur Beobachtung der Verhältnisse zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen

Ausgangspunkt der hier vorgeschlagenen dispositivtheoretischen wie -analytischen Perspektive ist die so genannte ‚kritische Ontologie‘ der Gegenwart.¹⁵ Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Gegenwart im Hinblick auf ihre historische Gewordenheit und somit ihre Bedingungen der Möglichkeiten problematisiert. Dabei werden Phänomene – bzw. besser muss man wohl sagen: die Vorstellungen über Phänomene – als Aktualisierungen in spezifischen historischen Macht-Wissenskomplexen verstanden. Michel Foucault illustriert und plausibilisiert diese Überlegungen zum Beispiel anhand der Subjektivierung des ‚Selbst‘ zum modernen Subjekt.¹⁶ Er zeigt, dass das ‚moderne Subjekt‘ zunächst in Diskursen der Aufklärung hervorgebracht wurde und dann recht schnell und sehr erfolgreich zur hegemonialen Form der Subjektivierung aufstieg. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde das Ideal des ‚modernen Subjekts‘ von einem zunächst exklusiv für bürgerliche, christliche, weiße Männer geltenden Leitbild zu einem, an dem sich möglichst viele Menschen orientieren sollten. An diesen Subjektivierungsprozessen lässt sich

15 Vgl. Michel Foucault: Was ist Kritik? Berlin 1992, S. 48; Michel Foucault: Was ist Aufklärung. In: Eva Erdmann, Rainer Forst, Axel Honneth (Hg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt a. M., New York 1990, S. 37ff.

16 Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit Bd. 1–3 Übers. von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1983; 1989a; 1989b.

beobachten, dass bestimmte Akteure nicht einfach gegeben sind, sondern im Zusammenspiel zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen erst hervorgebracht werden und sich dann materialisieren. So entstand etwa das Genre des Bildungsromans. Diese Romane dienten quasi als Vorlagen für das Werden zum Subjekt. Zuvor und ganz am Anfang erfolgten naturwissenschaftliche Experimente und philosophische Debatten über die mögliche Willensfreiheit zumindest bestimmter Menschen und die vorgebliche „Naturverfallenheit“ anderer.¹⁷

Die Erforschung von Dispositiven erscheint uns als eine vielversprechende Möglichkeit, jenseits von Strukturdeterminismen einerseits und Handlungsintentionen andererseits das Gewordensein und Werden der komplexen Verhältnisse zwischen Dingen, Diskursen und Praktiken und deren Machteffekte in den Blick zu nehmen.¹⁸ Die Dispositivanalyse regt dazu an, die Beobachtung von Dingen in Räumen und somit situierter Materialitäten mit der Analyse der diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ihres (richtigen) Gebrauchs sowie deren (Macht)Wirkungen zu verknüpfen.¹⁹ Diese Perspektive wird im Folgenden schrittweise erläutert.

Insgesamt wird ein Dispositiv im Anschluss an Foucault als Zusammenspiel bestehend aus verschiedenen Elementen verstanden. Dabei kann es sich beispielsweise um „Diskurse(n), Institutionen, architekturelle(n) Einrichtungen, reglementieren Einrichtungen, Gesetze(n), administrative(n) Maßnahmen, wissenschaftliche(n) Aussagen, philosophische(n), moralische(n) oder philanthropische(n) Lehrsätzen: kurz: Gesagtem und Ungesagtem ...“²⁰ handeln. Im Kern untersuchen Dispositivanalysen ‚Praxen‘ sowohl in Gestalt diskursiver Praktiken, die sich zu Diskursen formieren können, als auch als konkretes praktisches Tun, d.h. nicht-diskursive Praktiken im Wechselspiel mit den daran beteiligten Dingen (Objektivationen) und Subjektivitäten

17 Vgl. auch Andrea D. Bührmann: Der Kampf um ‚weibliche Individualität‘. Zur Transformation moderner Subjektivierungsweisen in Deutschland um 1900. Münster 2004.

18 Andreas Reckwitz: Die Materialisierung der Kultur. In: Reinhard Johler u. a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. Münster, New York 2013, S. 28–37.

19 Andrea D. Bührmann, Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2012, 2. Aktualisierte Auflage.

20 Michel Foucault: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978, S. 119.

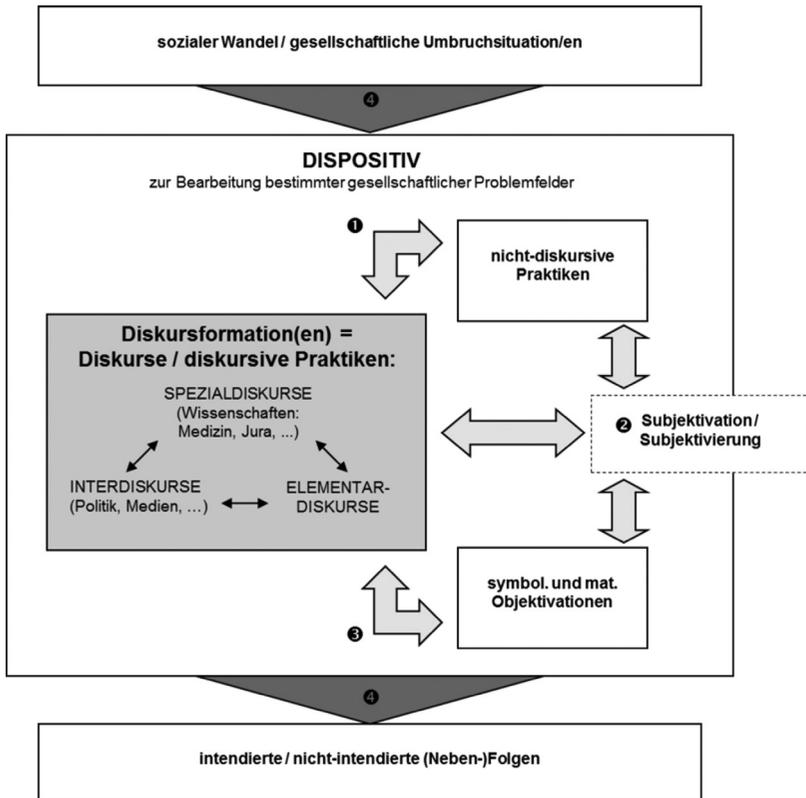


Abb. 1: Quelle: Bührmann/Schneider, Bielefeld 2012

(Subjektivationen). Subjektivationen wie Objektivationen werden als mehr oder minder stabile Effekte unterschiedlicher materialisierender Praktiken betrachtet.

Für eine dispositivanalytische Forschungsperspektive sind zudem die folgenden, hier wichtigen Überlegungen hervorzuheben:

Herausstellen möchten wir, dass wir – wie zum Beispiel auch Schatzki – Praktiken als ‚doings and sayings‘ verstehen. Diese analytische Unterscheidung soll einem bloß konkretistischen bzw. situationistischen Verständnis sozialer Praktiken wie Praxen vorbeugen. Unterscheidet man jedoch aus analytischen Gründen – vorläufig – zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, zeigt sich, dass Praktiken sich als Diskurse oder Dinge (oder auch Subjekte) materialisieren können: Man denke etwa an die Praxis der Aufteilung von Schüler*innen nach der Grundschule auf unterschiedliche Schulen. Die Materialisierungen dieser Praxis sind etwa in den Infoblättern für Eltern und Infostände auf Tagen der offenen Tür der weiterführenden Schulen zu sehen, die mit entsprechenden (alltäglichen) Diskursen unter Eltern über die Frage der richtigen, weil passenden Schule für das eigene Kind zusammengehen. Betont sei dabei aber: Praktiken können, müssen sich aber nicht materialisieren. Um das Zusammenspiel aus Dingen, Praktiken und Diskursen zu analysieren, ist zudem zu beachten, dass Dinge in Diskursen subjektiviert und/oder objektiviert werden (können) und so in ihrer praktischen Verwendung spezifische, je auch unterschiedliche Bedeutungen erhalten. So können z. B. Schulzeugnisse den Einzelnen als ‚Alptraum‘ erscheinen und zugleich als Dokumente der Bürokratie objektiviert werden, die es für Zulassungen zu weiterführenden Bildungsinstitutionen vorzulegen gilt.

Bei der Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken bzw. von Praktiken und Diskursen handelt es sich also – auch – um eine forschungspragmatisch bedingte analytische Unterscheidung. Die Unterscheidung birgt unserer Ansicht nach zwei Vorteile: Zum einen kann mit ihr die Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen als Trias systematisch in den Blick genommen werden, statt die einzelnen Phänomene isoliert und voneinander unabhängig zu betrachten. Zum zweiten erlaubt die Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken soziale Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Fokus zu rücken und so die Machteffekte der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen zu (be)denken.

Wir gehen davon aus, dass diskursive Praktiken zwar ursprünglich einem Diskurs zuzurechnen sind, sie können sich jedoch im Laufe der

Zeit davon abkoppeln und sich unabhängig und eigendynamisch in Praxisfeldern entwickeln. Dabei können materiale Objektivationen, also Dinge, auch strukturierend wirken, indem sie gleichsam als gelebte Praxis auf diskursive Prozesse einwirken, und zugleich selbst in Diskursen und Praktiken strukturiert werden. Demgegenüber bezeichnet der Begriff Subjektivation den Prozess eines in, mit und/oder durch Praktiken werdendes bzw. gewordenes Selbst. (Eben haben wir kurz das Werden zum ‚modernen Subjekt‘ in diesem Sinne skizziert). Die soziale Positionierung eines solchen Selbst kann wiederum durch bestimmte Dinge bzw. bestimmte diskursive wie nicht diskursive Praktiken – für andere wahrnehmbar – dargestellt werden.²¹ Darauf verweist schon Bourdieus Habitus-Konzept (1979).²²

Sicherlich lassen sich einige Ähnlichkeiten zwischen einem solchen Dispositivkonzept und insbesondere Latours Akteur-Netzwerk-Konzeption²³, und Schatzkis²⁴ praxistheoretischem Verständnis der Beziehungen zwischen Dingen und Praktiken konstatieren. Gleichwohl verstehen wir dispositive Arrangements als dynamischer als Latours Netzwerk. Und im Unterschied zu Schatzkis Konzept des Arrangements ist für die Dispositivanalysen zudem die Frage zentral, wie sich welche Wahrheiten in Dispositiven mit welchen objektivierenden subjektivierenden (Macht-)Effekten als durchsetzungsfähig erweisen. Gemeinsam ist diesen drei Konzepten indes der Gedanke, dass gerade nicht (nur) einzelne Elemente – Dinge, Praktiken, Diskurse –, sondern ihre Zusammenhänge, ja genauer ihr Zusammenspiel zu analysieren sind.

Damit wird für Dispositivanalysen die Frage relevant, wie solche spezifischen Zusammenspiele entstehen und wie sie zusammengehalten werden (also die Pfeile auf der Graphik und eben gerade nicht (nur) die einzelnen Kästchen). Man könnte also konkretisieren, dass Dispositiv-

21 Stollberg-Rillinger unterscheidet hier zudem zwischen einer ‚Macht durch Dinge‘ und der ‚Macht der Dinge‘. Beides Mal – so scheint uns wichtig – wird nicht nur ein repressiver, sondern eben auch ein ‚produktiver‘ Machtbegriff im Sinne Michel Foucaults in Anschlag gebracht. (Vgl. Barbara Stollberg-Rillinger: Macht und Dinge. In: Samida, Eggert, Hahn (Hg.) 2014, (wie Anm. 3), hier S. 85).

22 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a. M. 1979.

23 Bruno Latour: On Actor-Network Theory. A few Clarifications. In: Soziale Welt 47, 4, 1996, S. 369–382.

24 Theodore Schatzki: Materialität und soziales Leben. In: Herbert Kalthoff u. a. (Hg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn 2016, S. 163–88.

analysen die in Inter-Diskursivitäten, Inter-Subjektivitäten und Inter-Objektivitäten entstehenden, sich machtvoll durchsetzenden Wahrheiten untersuchen. D.h.: In dispositivanalytischer Perspektive ist die materielle Dimension von Praxen einerseits stets als diskursiv-materielle Dimension zu denken. Andererseits sind diskursive Praktiken bzw. Diskurse kaum ohne Vergegenständlichungen (Objektivierungen) zu begreifen, die als ihre Effekte beschrieben werden können.²⁵ Diese Perspektive auf das Zusammenspiel zwischen Dingen, Praktiken und Diskursen wird nun – exemplarisch – am Beispiel des Förderdispositivs in Bezug auf ihr analytisches Potenzial systematischer plausibilisiert.

3. Förderdiskurs im schulischen Feld – Ansätze einer Dispositivanalyse

Angesichts der im ersten Teil identifizierten Leerstellen in methodologischen Ansätzen der qualitativen Bildungsforschung hat der zweite Teil wesentliche Linien eines dispositivanalytischen Verständnisses sozialer Praxis aufgezeigt. Im Folgenden skizzieren wir Elemente von dispositiven Verhältnissen, die wir insgesamt als ein sich derzeit formierendes (schulisches) ‚Förderdispositiv‘ verstehen. Ein Rekurs auf ‚individuelle Förderung‘ ist in jüngster Zeit in unterschiedlichen Diskursen und Praktiken zu beobachten. ‚Individuelle Förderung‘ – so unsere These – firmiert als eine Art Knotenpunkt in Praktiken und Diskursen sich gegenwärtig vollziehender Veränderungen des deutschen Bildungssystems. Wurde Förderung bis vor Kurzem nur in Bezug auf die Gruppe von Schüler*innen gestellt, die aufgrund eines diagnostizierten Förderbedarfs

25 Dies lässt sich an der typischen Raumordnung von Klassenzimmern gut veranschaulichen: In der nach vorne zu Lehrerpult und Tafel ausgerichteten Anordnung von Tischen und Stühlen in Reihen objektivieren sich einerseits die Erwartungen an Schüler*innen, sich bzw. ihre Körper auf die Lehrkraft und das, was ‚vorne‘ an der Tafel passiert, auszurichten, die mit der Durchsetzung von Unterricht als ein von einer Lehrkraft gesteuertem und geleitetem Gespräch einhergingen. Beim Eintritt in ein Klassenzimmer subjektiviert die spezifische Raumordnung andererseits immer wieder Subjekte aufs Neue als Schüler*innen, die beim Stillsitzen und Zuhören etc. ein gewisses Maß an Unterrichtsbereitschaft zu zeigen bereit sind. Diskurse zur Formierung und Disziplinierung von Schüler*innenkörpern tragen dabei seit dem 18. bzw. 19. Jahrhundert zur Etablierung und Aufrechterhaltung spezifischer schulischer Raumordnungen bei.

den Normalitätserwartungen an Bildung im deutschen Bildungssystem nicht entsprachen²⁶, gilt individuelle Förderung mittlerweile als Lösung ganz unterschiedlicher, derzeit diskutierter Probleme des deutschen Bildungssystems – seiner zu großen sozialen Selektivität ebenso wie der im internationalen Vergleich zurückbleibenden Leistung der ‚Besten‘.

Die folgende Darstellung beruht auf den Ergebnissen eines ethnographischen Forschungsprojekts zu individualisierenden Lernkulturen an sogenannten Neuen Sekundarschulen. Die ethnographischen Beobachtungen wurden im Sinne eines relationalen Verständnisses von Theorie und Empirie²⁷ mit diskursanalytischen Studien zum Individualisierungs- und Förderdiskurs in Deutschland ergänzt²⁸. Wir gehen im Folgenden zunächst anhand ausgewählter Spezialdiskurse der Frage nach, wie sich der Fokus auf individuelle Förderung in den letzten Jahren verbreiten und zu einem neuen Paradigma in Bildungspolitik und Bildungsforschung werden konnte. Im zweiten Schritt werden exemplarisch Befunde aus ethnographischen Beobachtungen zu Objekten und Artefakten individueller Förderung im Unterricht zusammengestellt. Dabei fokussieren wir auch die Subjektivierungsweisen, die in solchen Unterrichtsformaten, wie dem individualisierenden Unterricht, entstehen, der sich programmatisch der Förderung aller verschrieben hat. Dabei geht es uns an dieser Stelle vor allem darum, den aufgezeigten methodologischen Zugang zu veranschaulichen. An einigen Stellen können wir lediglich Fragen und Ansatzpunkte für weitere Forschung formulieren.

Spezialdiskurse: Heterogenität, Leistungsheterogenität
und individuelle Förderung

In der an Fragen von Ungleichheit orientierten bildungspolitischen und bildungswissenschaftlichen Diskussion treffen sich in den letzten zehn Jahren u. a. die folgenden beiden bis dahin sich weitgehend getrennt

26 U. a. mit dieser Veröffentlichung von 2008 wird der Adressat*innenkreis erstmals deutlich ausgeweitet: Karl-Heinz Arnold, Olga Graumann, Anatoli Rakhkochkine (Hg.): Handbuch Förderung: Grundlagen, Bereiche und Methoden der individuellen Förderung von Schülern. Weinheim, Basel 2008.

27 Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie – Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008.

28 Vgl. zur Beschreibung von Forschungsdesign und Ergebnissen des Projekts Kerstin Rabenstein, Till-Sebastian Idel, Norbert Ricken: Zur Verschiebung von Leistung

entwickelnden Spezialdiskurse: Der Heterogenitätsdiskurs einer ‚Pädagogik der Vielfalt‘²⁹ und die Forschung zu Wahrscheinlichkeiten von Bildungserfolg im deutschen Bildungssystem in Abhängigkeit von Zugehörigkeiten zu einer sozialen Gruppe³⁰. Beide Diskurse skizzieren wir in aller Kürze und betonen dann die Elemente.

– Der auf den deutschen Sprachraum begrenzte sogenannte pädagogische Heterogenitätsdiskurs³¹ sieht seine ‚Wurzeln‘ in den emanzipatorisch konnotierten Differenzdebatten der 1980er und 1990er Jahre³². Avisiert wird, die öffentlich viel diskutierten Probleme schulischer Bildung – einen Umgang mit der Heterogenität der Schülerschaft finden zu müssen – nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu lösen. Ausgegangen wird dafür davon, dass Unterschiede zwischen Schüler*innen und Schülern gegeben seien und in Schule und Unterricht besser auf sie reagiert werden müsse. Der Diskurs versteht sich als Kritik an ‚Homogenisierungstendenzen‘ im deutschen Bildungssystem, die durch institutionelle Mechanismen wie der frühen Aufteilung der Schüler*innen auf unterschiedliche Schulformen, geringe Durchlässigkeit der Schulformen und Sitzenbleiben aufrechterhalten werden können.

– Der Diskurs der empirischen Bildungsforschung zur sozialen Ungleichheit im Bildungssystem in Deutschland untersucht Heterogenität als Leistungsheterogenität: Im Interesse, Gruppen von Benachteiligten bzw. das Ausmaß von Benachteiligung im deutschen Bildungssystem genauer und besser zu identifizieren, werden diesem Forschungsansatz zur Folge Individuen nach gruppenbezogenen Merkmalen (wie Geschlechtszugehörigkeit, soziale Herkunft, Migrationshintergrund, Muttersprache etc.) klassifiziert und mit der von ihnen im Bildungssystem erbrachten Leistung, die in Form von Noten oder anhand wissenschaftlicher Leis-

im individualisierten Unterricht. Empirische und theoretische Befunde. In: Jürgen Budde u. a. (Hg.): Heterogenitätsforschung. Empirische und theoretische Perspektiven. Weinheim, München 2015, S. 241–258.

29 Annedore Prengel: Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Wiesbaden 1995.

30 Kai Maaz, Jürgen Baumert, Ulrich Trautwein: Genese sozialer Ungleichheit im institutionellen Kontext der Schule: Wo entsteht und vergrößert sich soziale Ungleichheit? In: Jürgen Baumert, Kai Maaz, Ulrich Trautwein (Hg.): Bildungsentscheidungen. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft Sonderheft 12, 2009, S. 11–46.

31 Im englischsprachigen Raum spricht man eher von ‚diversity‘ und legt zugleich eher einen Fokus auf die Vielfaltdimensionen ‚race‘ und/oder ‚ethnicity‘.

32 Vgl. für diese Analyse Rabenstein, Idel, Ricken 2015 (wie Anm. 27).

tungstest dokumentiert wird, in einen Zusammenhang gesetzt. In diesem Diskurs werden also soziale Merkmale von Personengruppen als leistungsdifferenzierende Kategorie vorausgesetzt und die im Bildungssystem entstehende Leistungsheterogenität als abhängig von diesen Merkmalen beschrieben³³.

Beiden Diskursen ist gemeinsam, Differenzen von Individuen aufgrund sozialer Merkmale von Personen vorauszusetzen und zudem die Ursachen sozialer Ungleichheiten im Außen der Schule – in den Familien und außerschulischen Sozialisationsbedingungen – zu lokalisieren.³⁴ Der pädagogische Heterogenitätsdiskurs kann dabei als die Antwort auf die Probleme im Bildungssystem in Deutschland verstanden werden, die im Diskurs der quantitativen Bildungsforschung ausgemacht werden, die sich für Heterogenität als Leistungsheterogenität interessiert. Erst vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung, die beiden Diskursen als Antworten auf die im Kontext der PISA-Ergebnisse diskutierten Probleme zukommt, und ihrer wechselseitigen Verschränkung ihrer Anliegen – einer genauen Erfassung von Risikogruppen im Bildungssystem und einer pädagogischen Antwort auf strukturelle Benachteiligungen – kann verstanden werden, wie sich Diskurse und Praktiken individueller Förderung im Bildungssystem in Deutschland ausbreiten konnten.

– Seit den 2000er Jahren wird individuelle Förderung bildungspolitisch vermehrt als ein neues Paradigma im Schulsystem in Deutschland ins Spiel gebracht, was sich z. B. in dem im letzten Jahrzehnt in den Schulgesetzen der meisten Bundesländer verankerten Recht auf ‚individuelle Förderung‘ niedergeschlagen hat³⁵. Der Ruf nach mehr und passgenauerer individueller Förderung für alle Schüler*innen ist auch aus den derzeitigen Reformdiskursen in Deutschland nicht mehr wegzudenken. Das Potenzial des Dispositivs ‚individuelle Förderung‘ liegt dabei u. a.

33 Vgl. für diese Analyse Kerstin Rabenstein, Julia Steinwand: Heterogenisierung: Subjektkonstruktionen im deutschen Heterogenitätsdiskurs. In: Jürgen Budde (Hg.): *Unscharfe Einsätze – (Re-)Produktion von Heterogenität im schulischen Feld*. Wiesbaden 2013, S. 81–98.

34 Marcus Emmerich, Ulrike Hommel: *Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz*. Wiesbaden 2013.

35 Vgl. zu Details Kerstin Rabenstein: Individualisierung im empirischen Diskurs der Schulpädagogik. Steigerungsformel für Leistung und Ungleichheiten in Eigenverantwortung. In: Norbert Ricken, Rita Casale, Christiane Thompson (Hg.): *Die Sozialität der Individualisierung*. Paderborn 2016, S. 197–214.

darin, in so unterschiedlichen Reformmaßnahmen, wie der Ganztagschulentwicklung, der Gemeinschaftsschulentwicklung und der inklusiven Schulentwicklung, als ein zentrales Ziel und als ‚gute Absicht‘ zu wirken. Das machtvolle Wirken dieses Diskurses schlägt sich nicht nur in der Schulforschung nieder, sondern auch in Diskussionen zur Neuausrichtung der Lehrer*innenausbildung. In den letzten fünf Jahren ist somit eine wachsende Anzahl empirischer Studien zu Fragen individueller Förderung zu verzeichnen.

Die empirischen Studien schließen an die bildungspolitischen Ziele nahezu bruchlos an. Empirisch untersucht wird vor allem das Vorkommen von Angeboten individueller Förderung, Gelingensbedingungen individueller Förderung, Einstellungen und Haltungen von Lehrkräften zu individueller Förderung sowie die Voraussetzungen einer gelingenden Vorbereitung von Lehrkräften auf individuelle Förderung³⁶. Diese Forschung lässt sich also als Ausdruck und zugleich Element eines sich in den letzten Jahren intensivierenden Diskurses zur Implementierung des bildungspolitischen „Auftrag(s)“ an Schule bzw. Lehrkräfte verstehen³⁷, individuelle Förderung in allen Schulstufen und Schulformen zu realisieren.

Es lassen sich eine Reihe diskursiver Verschiebungen in diesem Diskurs ausmachen, mit denen seine Wirkmächtigkeit zum Teil erklärt werden kann³⁸. Erstens wird das Verständnis individueller Förderung ausgeweitet: Individuelle Förderung wird nicht mehr hauptsächlich kompensatorisch für schlechtere Startbedingungen auf die Förderung von leistungsschwachen Schüler*innen³⁹, sondern – und das wird immer

36 Beate Wischer, Matthias Trautmann: Individuelle Förderung als bildungspolitische Reformvorgabe und wissenschaftliche Herausforderung. In: *Die Deutsche Schule* 106, 2, 2014, S. 105–118. Claudia Solzbacher u. a.: *Jedem Kind gerecht werden? Sichtweisen und Erfahrungen von Grundschullehrkräften*. Köln 2012; Ingrid Kunze, Claudia Solzbacher (Hg.): *Individuelle Förderung in der Sekundarstufe I und II*. Hohengehren 2009; Kathrin Racherbäumer, Svenja Mareike Kühn: *Zentrale Prüfungen und individuelle Förderung. Gegensatz oder zwei Seiten derselben Medaille?* In: *Zeitschrift für Bildungsforschung* 3, 1, 2013, S. 27–45; Eckhard Klieme, Jasmin Warwas: *Konzepte der individuellen Förderung*. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 57, 6, 2011, S. 805–818.

37 Beate Wischer, Matthias Trautmann: *Individuelle Förderung als bildungspolitische Reformvorgabe und wissenschaftliche Herausforderung*. In: *Die Deutsche Schule* 106, 2, 2014, S. 105–118, hier S. 106.

38 Vgl. zu Details dieses Diskurses Rabenstein 2016, (wie Anm. 34).

39 Arnold, Graumann, Rakhkochkine 2008 (wie Anm. 25).

wieder betont – im Sinne einer ‚begabungsgerechten‘ Förderung auf alle Schüler*innen bezogen⁴⁰. Zweitens wird ein bis dahin nicht mit individueller Förderung verknüpfter, neuer Imperativ an die Forderung nach individueller Förderung gebunden: Alle als vorhanden unterstellte Fähigkeiten sollen optimiert werden, jede/r soll ihr bzw. sein Bestes geben. Legitimationsgewinne im schulpädagogischen Feld erreicht der Diskurs dadurch, dass er einerseits an die Tradition eines sogenannten geöffneten Grundschulunterrichts anknüpft und diese andererseits mit aktuell immer wichtiger gemachten pädagogisch-psychologischen Instrumenten anreichert⁴¹: Die Tests und Beobachtungsbögen zur pädagogischen Diagnostik, Kompetenzraster zur Lern- und Förderplanung und Dokumentation von Entwicklung sowie kompetenzorientierte Vorlagen für Feedback haben im Zusammenhang mit der Kompetenzorientierung und Standardisierung schulischen Lernens in den letzten zehn Jahren erheblich an Zustimmung gewonnen⁴². Auf Differenzen in den Zielsetzungen zwischen dem weit zurückreichenden pädagogischen Reformdiskurs, der im emanzipatorischen Sinne auf Selbstbestimmung setzt, auf der einen Seite und der gegenwärtigen Verbreitung psychologischer Testverfahren auf der anderen Seite wird kaum verwiesen⁴³. Viertens ist man sich einig darüber, dass es vor allem gelte, die Kompetenzen und Haltungen der Lehrenden (weiter) zu entwickeln und entsprechend der sich verändernden Erwartungen an einen individualisierten Unterricht zu schulen. Neben Fort- und Weiterbildungen werden deswegen auch grundlegende Veränderungen in der Lehrerausbildung angemahnt, die besser auf die

40 Heike Wendt u. a.: Ausreichend geförderte Talente? – Zu den deutschen Ergebnissen von leistungsstarken Viertklässlerinnen und Viertklässlern in IGLU 2011 und TIMSS 2011. In: Christian Fischer (Hg.): Schule und Unterricht adaptiv gestalten. Fördermöglichkeiten für benachteiligte Kinder und Jugendliche. Münster 2013, S. 23–34, hier S. 31.

41 Vgl. für eine Rekonstruktion der Entstehung dieser Allianz durch wechselseitige Legitimationsgewinne Johannes Bellmann, Florian Waldow: Die merkwürdige Ehe zwischen technokratischer Bildungsreform und empathischer Reformpädagogik. In: *Bildung und Erziehung* 60, 4, 2007, S. 481–503.

42 Vgl. z. B. Claudia Solzbacher u. a.: Jedem Kind gerecht werden? Sichtweisen und Erfahrungen von Grundschullehrkräften. Köln 2012, hier S. 4; Klieme, Warwas 2011 (wie Anm. 35).

43 Michael Wimmer: Vergessen wir nicht – den Anderen! In: Hans-Christoph Koller, Rita Casale, Norbert Ricken: Heterogenität. Konjunktur eines pädagogischen Konzepts. Paderborn 2014, S. 219–240.

neuen Anforderungen vorbereiten soll⁴⁴. Insgesamt lässt sich festhalten, dass individuelle Förderung als Katalysator einer veränderten Schul- und Lernkultur thematisiert wird, deren Träger*innen die Lehrkräfte sind. Zugleich wird individuelle Förderung zu einem Konzept der Leistungssteigerung aller und damit für eine Mehrheit – auch für die vielleicht Privilegierten – zustimmungsfähig.

Die Reformdiskurse und -praktiken hin zu einem individualisierenden Unterricht, in dem der individuellen Förderung aller Schüler*innen ein hoher Stellenwert beigemessen wird, sind nur vor dem Hintergrund der viel diskutierten PISA-Diagnose in Deutschland – verhältnismäßig hohe Heterogenität trotz schulformbezogener Homogenisierung, zu wenig Leistung bei zu hoher sozialer Selektivität – angemessen zu verstehen. Diese Reformdiskurse haben einen breiten bildungspolitischen Konsens in Bezug auf die Abkehr von der schulgeschichtlich etablierten Homogenisierung von Lerngruppen und der demgegenüber als alternativlos vorgebrachten Implementierung heterogenitätssensibler Unterrichtssettings mit sich gebracht: Eingelagert ist dem bildungspolitischen und pädagogisch-programmatischen so genannten ‚Nach-PISA Diskurs‘ das Versprechen, durch mehr individuelle Förderung sowohl gesellschaftspolitische Chancenungleichheit zu reduzieren als auch bildungsökonomisch bislang ‚ungehobene‘ Begabungspotenziale noch besser auszuschöpfen und so den drohenden Fach- und Führungskräfte-mangel zu bearbeiten⁴⁵.

Die Materialisierungen dieser Entwicklungen sind vielfältig: Sie reichen von Veränderungen der Lernräume über Veränderungen der Schulmaterialien bis hin zu veränderten Schulprogrammen, Leitbildern, Stundentafeln etc. Wir können sie im Folgenden nur ausschnitthaft in Bezug auf Räume und Lern-Dinge betrachten⁴⁶.

44 Matthias Trautmann, Beate Wischer: Professionalisierung von Lehrkräften für die Arbeit an Gemeinschaftsschulen. In: Thorsten Bohl, Sibylle Meissner (Hg.): *Expertise Gemeinschaftsschule. Forschungsergebnisse und Handlungsempfehlungen für Baden-Württemberg*. Weinheim 2013, S. 47–60.

45 Rabenstein, Idel, Ricken 2015 (wie Anm. 27).

46 Sabine Reh, Kerstin Rabenstein, Bettina Fritzsche: Learning Spaces without Boundaries? Territories, Power and how Schools regulate Learning. In: *Social and Cultural Geography: Special edition: ‚Embodied dimensions and dynamics of education Spaces‘* (Eds.: Victoria Cook/Peter Hemming). Vol. 12/1, 2011, S. 83–98; Wolfgang Schönig, Christina Schmidlein-Mauderer (Hg.): *Gestalten des Schulraums. Neue Kulturen des Lernens und Lebens*. Bern 2013; Wolfgang Schönig, Christina

Objektivationen und Subjektivationen

Erste ethnographische Studien zeigen, dass in zu so genannten ‚Lernlandschaften‘ vergrößerten und geöffneten Klassenzimmern einerseits flexibilisierte Aufenthalts-, Sitz- und Bewegungsmöglichkeiten für Schüler*innen⁴⁷ und andererseits eine große Anzahl und Variation von Lernmaterialien, Lernhilfen und sogenannten Lernspielen zeitgleich unterschiedliche Aktivitäten aufseiten der Lernenden initiieren⁴⁸. Individualisierender Unterricht, der dem Anspruch nach alle Schüler*innen fördern will und zugleich auf eine fortlaufende Instruktion aller durch eine Lehrkraft verzichtet, muss u. a. durch die Bereitstellung von Lernmaterialien und Hilfsmitteln Schüler*innen aktivieren. Im Zuge der Flexibilisierung von Platzwahl und zeitlicher Synchronisierung von Lehren und Lernen wird die Frage immer wichtiger, wer darüber entscheiden kann, wer wann was mit wem wo im Klassenzimmer tun muss oder tun kann. Da die Entscheidungsmöglichkeiten nicht für alle Schüler*innen gleich groß sind, weil Plätze und Arbeitspartner*innen Unterschiedliches ermöglichen, entstehen im Zuge der Individualisierung von Unterricht auch neue Hierarchisierungsmöglichkeiten unter Schüler*innen: So können z. B. einige Schüler*innen Plätze frei wählen, die ihnen angenehm sind, während andere z. B. in der Nähe der Lehrkraft sitzen müssen.⁴⁹

Dinge in der Praxis eines zu individualisierenden Unterrichts, der – programmatisch – auf die Förderung jeder/s einzelnen SchülerIn ausgerichtet ist, erfahren zudem eine starke Aufwertung. Ethnographische Beobachtungen zu einzelnen Lernmaterialien für selbstständiges und differenziertes Arbeiten zeigen, dass ihnen einerseits ein mehrdimensionales Versprechen eingelagert ist, ein gegenüber dem ‚typisch schulischen‘ Lernen anderes Lernen zu ermöglichen⁵⁰: Lernen soll nicht nur anschau-

Schmidlein-Mauderer: Das „flexible Klassenzimmer“. Dezentrale Raumordnung für die Öffnung des Unterrichts. In: Dies. (Hg.): Gestalten des Schulraums. Neue Kulturen des Lernens und Lebens. Bern 2013. S. 123–146.

47 Sabine Reh: Individualisierung und Öffentlichkeit. Lern-Räume und Subjektivationsprozesse im geöffneten Grundschulunterricht. In: Sigrid Karin Amos, Wolfgang Meseth, Matthias Proseke (Hg.): Öffentliche Erziehung revisited. Erziehung, Politik und Gesellschaft im Diskurs. Wiesbaden 2011. S. 33–52.

48 Rabenstein, Idel, Ricken 2015, (wie Anm. 27).

49 Ebd.

50 Vergleiche für die folgenden Ausführungen Rabenstein o. J. (wie Anm. 6); Rabenstein, Wienike 2012 (wie Anm. 12); Breidenstein 2015 (wie Anm. 12).

lich und systematisch, sondern auch vielseitig und spielerisch sein. Andererseits werden vermehrt Praktiken zweiter Ordnung beobachtbar: Schüler*innen (und Lehrkräfte) sind mit Herrichten und Aufbauen, aber auch Suchen, Ordnen und Reparieren von Dingen beschäftigt. Einige Schüler*innen werden dabei eher mit diesen Tätigkeiten zweiter Ordnung ‚beschäftigt‘ als andere. Zudem entstehen aufgrund der praktischen Erfordernisse der Dinge – sie müssen bedient werden, wenn mit ihnen gearbeitet werden soll – auch neue Sichtbarkeiten der Aktivitäten Einzelner für Lehrkraft und Mitschüler*innen. Diese Beobachtungen lassen sich an dem Beispiel ‚Brüchelabor‘ veranschaulichen.

Mit der Bezeichnung ‚Brüchelabor‘ für ein Übungsmaterial zu mathematischen Brüchen wird z. B. eine spielerisch-experimentelle Aktivität versprochen. Auch die materiale Beschaffenheit seiner Bestandteile – es besteht aus vielen verschiedenen farbigen und unterschiedlich großen Tortenstücken, die auf runden Platten zu einem Ganzen (‚einer Torte‘) zusammengelegt werden können – korrespondiert mit diesem Programm spielerischen Lernens. Dieses mit dieser Bezeichnung aufgerufene Programm enthält gegenüber dem, was mit seiner Hilfe mathematisch zu realisieren ist, einen erheblichen Sinnüberschuss: In mathematikdidaktischer Perspektive stellt das Brüchelabor eine relativ einfache Lernhilfe zur Addition und Subtraktion von Brüchen dar. Mit seinem Gebrauch ist die Anregung zu relativ einfachen Vorstellungen von Brüchen verbunden, nämlich Brüche als Teile von einem Ganzen zu verstehen. In unseren ethnographischen Beobachtungen zeigt sich überdies, dass der Gebrauch des Lernmaterials nicht nur mit Fixierungen des Schülers auf einem bestimmten, für die Lehrkraft gut einsehbaren Platz und einer Kontrolle seiner Aktivitäten verbunden ist, sondern auch mit Praktiken des Ordnen und Reparierens aller vorhandenen Kästen zu dem Material, die viel Zeit in Anspruch nehmen.

Die Subjektivierungsweisen der mit Lernmaterialien zur individuellen Förderung insbesondere adressierten Schüler*innen lassen sich wie folgt andeuten:

– Durch den vermehrten Einsatz von Dingen des Lernens für individuelle Förderung entstehen neue Fixierungsmöglichkeiten von bestimmten Schüler*innen, nämlich denen, die an bestimmten – den Lehrenden naheliegenden – Plätzen mit den ihnen zugewiesenen Lernhilfen arbeiten sollen. In Bezug auf die Relation von Inklusion und Förderung kommen u.U. neue Fixierungen in den Blick, für wen welches Lernen ‚gedacht‘ wird.

– Zudem kommen mit dem vermehrten Einsatz von Dingen des Lernens für individuelle Förderung Sichtbarkeiten der Lernaktivitäten zustande: Der Aktivitätsnachweis – dass gearbeitet wird – erfolgt nicht (mehr nur) schriftlich, sondern im Umgang mit dem Material selbst, da an seiner Handhabung Lernaktivitäten vermeintlich sichtbar gemacht werden.

– In ‚geöffneten‘ Lernräumen und mit der Arbeit an differenzierten Lernmaterialien entstehen somit entgegen einer (neuen) Unübersichtlichkeit (neue) Sichtbarkeiten von mit unterschiedlichen Möglichkeiten ausgestatteter Subjektpositionen.

Ethnographisch ist zudem zu beobachten, dass Lernmaterialien und Hilfsmittel nicht als isolierte Elemente anzusehen sind, sondern ihr spezifischer Gebrauch erst in Verbindungen zu weiteren Materialien im individualisierenden Unterricht entsteht. In den Verbindungen von Planungsinstrumenten für Schüler*innen im individualisierenden Unterricht (z. B. ein Wochenplan oder Lernplaner) auf der einen Seite und Aufgabenblättern auf der anderen Seite übernehmen Lernmaterialien Funktionen von Lehrerimpulsen. Erst in dem Zusammenspiel von Lernmaterialien, Planungsinstrumenten und Aufgabenblättern wird den Dingen eine je spezifische Aufforderung eingeschrieben, wer – welcher Schülerin bzw. welchem Schüler – mit welchen Zwecken und Zielen, was wer mithilfe des Dings tun soll.

Auf zweierlei Besonderheiten der Wissens-Anordnungen in diesem Zusammenspiel aus Dingen des Lernens und Planens möchten wir hinweisen und damit auf das transformierende Moment aufmerksam machen: Während Dinge des Wissens, wie Schulbücher, Workbooks und Schülerhefte, die in einem weitgehend durch die Lehrenden gesteuerten Unterricht als Unterrichtsgespräch vorzufinden sind, dadurch, dass sie gebunden sind, das Wissen in einer festgelegten und in materieller Hinsicht nicht zu verändernden Ordnung vorbringen, werden die oben erwähnten Dinge des Lernens – Lernmaterialien, Lernhilfen und Arbeitsblätter – in Kisten und Boxen in Regalen bzw. Fächern – damit also in loser Reihenfolge – bereit gestellt. Eine ihre Verwendung gestaltende Ordnung erhalten sie erst durch entsprechende Verweise und Vermerke in den Schüler*innen eigenen Planungsinstrumenten bzw. diese Verbindungen müssen in Praktiken immer wieder hergestellt und stabilisiert werden. Die Ordnung der Dinge ist – erstens – auch immer der Gefahr der De-Stabilisierung ausgesetzt. So lassen sich durch die Vervielfältigung der Dinge des Lernens im Klassenzimmer – zweitens

– vermehrt Praktiken des Ordnung-Haltens und Reparierens der Dinge sowie der Orientierung hinsichtlich dessen, was zu tun und wo was zu finden ist, beobachten. So kommt auf Schüler- und Lehrer*innenseite auch Zeigepraktiken für den im unterrichtlichen Kontext funktionalen, ‚richtigen‘ Gebrauch der Dinge, eine konstitutive Bedeutung für die pädagogische Ordnung des Unterrichts zu. Insgesamt lässt sich also im Vergleich zur Wissensordnung des vornehmlich als Unterrichtsgespräch unter kopräsenten körperlich Anwesenden realisierten Unterrichts eine Verschiebung hin zu Wissenspraktiken zweiter Ordnung im Unterricht beobachten. U. a. im Gebrauch dieses Lernmaterials im individualisierenden Unterricht entstehen somit auch ungleiche Positionierungen von Schüler*innen.

Resümee

Diese Diskurse und Praktiken individueller Förderung mit den beschriebenen objektivierenden und subjektivierenden Effekten lassen sich zum einen als Fortsetzung der Normalisierungstendenzen verstehen, die auch mit den Bildungsreformen der späten 1960er und frühen 1970er Jahren – rückblickend betrachtet – verbunden sind, nämlich als Strategie der Angleichung der Einzelnen an das bzw. auch Durchsetzung des etablierten männlich-bürgerlichen Bildungsideals⁵¹: Die im Rahmen der Schulbildung zu normalisierenden und normalisierten Gruppen werden in Diskursen und Praktiken zur individuellen Förderung aktuell erweitert: So werden über das Konzept inklusive Bildung auch Schüler*innen mit einem diagnostizierten sonderpädagogischen Unterstützungsbedarf ebenso wie beispielsweise Transgenderkinder und -jugendliche normalisierend einbezogen. Der Normbereich, so könnte man es formulieren, wird mit Diskursen und Praktiken zu Akzeptanz und Nutzung von Vielfalt ausgeweitet. Dass schulische Bildung im Hinblick auf Normen Schüler*innensubjekte normalisiert, ändert sich dadurch jedoch nicht. Offen bleibt bisher die Frage, was mit jenen Menschen passiert, die sich dies- und jenseits der Normgrenzen bewegen.

51 Ludwig von Friedeburg: *Differenz und Integration im Bildungswesen der Moderne*. Frankfurt a. M. 1997; Ludwig von Friedeburg: *Bildungsreform in Deutschland. Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch*. Frankfurt a. M. 1989.

Im Kontext individueller Förderung wird auch der Umgang mit Unterschieden zu verändern gesucht. Man will nicht mehr die Schülerschaft homogenisieren, sondern auf deren unterstellte Unterschiede adäquater reagieren. Dabei werden die Schüler*innen für ihren individuellen Lernerfolg verantwortlich gemacht. In diskursanalytischer Hinsicht wird das machtvoll Entfalten dieses Diskurses allerdings auch als Element des Umbaus des Bildungswesens verstanden, im Zuge dessen die Leistung des Systems durch eine zu erreichende erhöhte Leistung aller gesteigert werden soll.⁵² Somit lassen sich Diskurs und Praktiken individueller Förderung auch als Elemente einer Effizienzsteigerung des Schulsystems verstehen. In diesem Zusammenhang erhält die Rede vom ‚selbst‘ verantwortlichen Schüler eine neue Bedeutung: Zu verantworten sind nicht nur Erfolge, sondern auch die trotz aller Förderung nicht ausbleibenden Misserfolge. Insofern Unterschiede auch zu Ungleichheiten führen, entsteht die Gefahr, Ungleichheiten „individuell zu pathologisieren“⁵³. Unseres Erachtens zeigt eine dispositivanalytische Betrachtung zudem, dass bei aller programmatisch betonten ‚Öffnung‘ und ‚Individualisierung‘ des schulischen Lehr-Lernarrangements auch neue Fixierungen auftauchen und praktisch genutzt werden (können).

3. Fazit

Methodologisch konnten wir zeigen, dass die hier am Beispiel des ‚Förderdispositivs‘ exemplarisch skizzierte dispositivanalytische Perspektive zu neuen Fragen im Hinblick auf das Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken führt. In dispositivanalytischer Perspektive geraten Fragen nach dem Verhältnis zwischen der Verwendung und der Bedeutung von Dingen, ihrer Formierung und Transformierung und auch ihren Machteffekten in den Blick. Erst die systematische Auseinandersetzung auch mit diesen Fragen erhellt, ob bzw. dass sich ein neues Dispositiv zu formieren scheint oder schon formiert hat, in dem die alte

52 Ebd.

53 Siehe dazu Heiner Keupp, Werner Schneider: Individualisierung und soziale Ungleichheit – Zur legitimatorischen Praxis von Inklusion und Exklusion in der Zweiten Moderne. In: Werner Schneider, Wolfgang Kraus (Hg.): Individualisierung und die Legitimation sozialer Ungleichheit in der reflexiven Moderne. Opladen, Berlin, Toronto 2014, S. 214. Mit Bezug auf Alain Ehrenberg: Das Unbehagen in der Gesellschaft. Berlin 2012.

Disziplinarmacht durch produktive und individualisierende Machtverhältnisse zwischen und unter Schüler*innen abgelöst zu werden scheint.

Schüler*innen lernen im Förderdispositiv nicht mehr ausdrücklich, welcher Platz in einer hierarchischen Rangordnung ihr Platz ist. Stärker noch als in anderen Lernarrangements wird ihnen vielmehr nahe gelegt, die Plätze seien veränderbar und sie könnten durch eigene Initiative ihren Platz ‚verbessern‘. Zugleich entstehen aber im Gebrauch von zum Fördern und Üben bereitgestellter Lernmaterialien neue Fixierungen von Schüler*innensubjekten als Ungleiche und damit auch von ihnen selbst zu verantwortende Differenzierungen.

Die empirische Analyse kann bei unserem Beispiel sicher noch weiter geschärft und ausbuchstabiert werden, so hätten wir beispielsweise die Genese des Förderdispositivs, aber auch seine gesellschaftliche Kontextualisierung wie Konsequenzen noch stärker ausleuchten können. In diesem Beitrag ging es uns zunächst darum, die heuristische Fruchtbarkeit einer dispositivanalytischen Perspektive für die systematische Betrachtung der Trias Dinge, Praktiken und Diskurse zu skizzieren.

Andrea D. Bührmann and Kerstin Rabenstein, Things, Practices and Discourses as Elements in a Dispositif: The example of ‘individual advancement’

Things and the question of their involvement and function in educational practices are playing an ever greater role in qualitative (educational) research. However, existing studies give little consideration to discourses and therefore to questions around theories of power. Starting with a survey of the approaches to things taken so far in educational research, we will suggest that things, practices and discourses be studied as elements in a dispositif. This will be illustrated by sketching out the dispositif of advancement.

Does Matter Matter? Methodische Zugänge zur situierten Wirksamkeit von Objekten am Beispiel von Produktimitationen in China

Marius Meinhof

Abstract: Der Aufsatz schlägt das ethnomethodologische Konzept der *procedural consequentiality* als methodologische Anregung für die Untersuchung von Objekten vor. Statt das Verhältnis zwischen Diskursen, Praktiken und Objekten durch eine logisch deduzierte Sozialtheorie universell zu bestimmen, fragt dieses Konzept, welche Auswirkungen Diskurse, Praktiken oder Objekte auf den Verlauf von beobachtbaren, situierten Ereignissen haben. Dabei wird mit der Möglichkeit gerechnet, dass scheinbar gleiche Objekte in unterschiedlichen Situationen ganz verschiedene Konsequenzen zeigen können oder dass ihre materiellen Eigenschaften vielleicht sogar überhaupt nicht relevant werden. Um diese Herangehensweise zu plausibilisieren, wird die *procedural consequentiality* von Produktimitationen in drei verschiedenen Situationen in China kurz dargestellt. Den vermeintlich „gleichen“ Objekten kommt dabei in verschiedenen Situationen völlig unterschiedliche Relevanz zu. Statt eine übergreifende Phänomenologie der Imitation zu entwickeln, scheint es daher sinnvoller, nach der situationspezifischen *procedural consequentiality* der Dinge zu fragen.

In der kulturwissenschaftlichen Konsumforschung – und vermutlich auch darüber hinaus – wird man sich zunehmend bewusst, dass wir in asymmetrisch verflochtenen Modernen leben, die sowohl Verflechtungen als auch Asymmetrien ständig aufs Neue lokal herstellen.¹ Dabei rückt auch die Rolle von Objekten als Vehikel und Mediatoren dieser asymmetrischen Verflechtungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Objekte zu thematisieren, die immer auch materiale Gegenstände sind, wirft aber für die Soziologie, die meist mit verschiedenen Formen

1 Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002.

von Befragungen arbeitet, methodologische Probleme auf. Ob und wie kann die Wirksamkeit von Objekten als Kräfte kultureller Transformation und Verflechtung methodisch angegangen werden? De facto findet eine entsprechende Auseinandersetzung zwar seit Jahrzehnten erfolgreich im Rahmen ethnographischer Feldforschung in der Ethnologie statt. Auf den zweiten Blick stellt sich aber nach wie vor die Frage, wie eine solche „ethnographische“ Forschung denn tatsächlich durchgeführt werden könnte. Wie lässt sich die Wirksamkeit von Objekten und insbesondere ihr Verhältnis zu Praktiken und Diskursen empirisch erfassen? Und welche Relevanz sollte dabei den materialen Eigenschaften von Objekten zukommen?

Im Folgenden möchte ich eine ethnomethodologisch inspirierte Antwort auf diese Frage skizzieren. Mein Vorschlag lautet, Forschungen über Objekte an dem von Emanuel Schegloff eingeführten Konzept der *procedural consequentiality*² zu orientieren. Ich werde fragen, welche Objekte, Diskurse, Praktiken und welche Kontexte in einer Situation durch die Praktiken der Individuen als relevant dar- und hergestellt werden. Objekten (oder Diskursen oder Praktiken) wird also keine universelle Wirksamkeit zu- oder abgesprochen, sondern es wird nach ihrer jeweiligen Relevanz für den spezifischen Typ von Situation gefragt. Während Schegloff vor allem nach der *procedural consequentiality* institutioneller Kontexte fragt, schlage ich vor, auf die gleiche Weise die Relevanz von Objekten in einzelnen Situationen zu erforschen.

Ich werde diese Idee anhand eines Beispiels, des Umgangs chinesischer Studierender mit Produktimitationen, knapp illustrieren. Zu diesem Zweck werde ich Daten aus meiner einjährigen ethnographischen Feldforschung in China nutzen, in der ich Shopping-Praktiken chinesischer Studierender erforscht habe. Dabei steht nicht die detaillierte empirische Analyse im Zentrum, sondern vielmehr eine knappe Illustration der methodologischen Idee im Unterschied zu bisher verbreiteten Ansätzen. Wie ich an diesen Beispielen illustrieren werde, muss die jeweilige Situation betrachtet werden, um festzustellen, welche Eigenschaften der Objekte tatsächlich Wirksamkeit entfalten. Dabei stellt sich heraus, dass das Zusammenspiel von Objekten, Praktiken und Diskursen situationsabhängig variiert. Somit kann die Forschung auch nicht mehr von einem übergreifenden sozialen Konstrukt der „Imitation“ ausgehen, sondern

2 Emanuel Schegloff: Reflections on Talk and Social Structure. In: Deirdre Boden, Don Zimmerman (Hg.): Talk and Social Structure. Cambridge 1991, S. 44–70.

muss sich vielmehr darauf einlassen, die situationsabhängig variierenden Konstruktionsprozesse zu beobachten.

Konsumobjekte und die verflochtenen Modernen

Die vergesellschaftende Wirkung von Konsum(-objekten) wurde in den letzten Jahren in der Konsumsoziologie ausführlich diskutiert.³ Einer der in Bezug auf diese Theorien vielversprechendsten, in der Soziologie allerdings bisher kaum rezipierten Ansätze könnte in der Debatte um globale Verflechtungen und ihre lokale Aneignung liegen. Konsumobjekte können demnach zentrale Relevanzen für die lokale Herstellung, Vermittlung und Aneignung globaler kultureller *flows* haben.⁴ Diese Ansätze verstehen Moderne nicht als idealtypischen Zustand, sondern als machtdurchdrungenen, asymmetrischen Aushandlungsprozess: als ständig lokal und situativ zu produzierende *flows*, die zwischen verschiedenen Orten und Situationen zirkulieren und in diesen hergestellt und angeeignet werden müssen.⁵ Es gilt, gerade auch dritte Räume und Kontaktzonen zwischen vermeintlichen Epochen, Kulturen oder Gruppen zu thematisieren sowie Austausch- und Hybridisierungsprozesse anzusprechen, die bei genauem Hinsehen fast nie nur in eine Richtung verlaufen.⁶

Wegweisend sind hier etwa die Studien Daniel Millers: Miller zeigt, wie Coca Cola in Trinidad zwar einerseits den Trinidadern Globalisierung vermittelt, durch die lokalen Konsumpraktiken aber in einen Diskurs um trinidadische Identität eingebettet und dort als Beweis für die

- 3 Kai-Uwe Hellmann, Dominik Schrage: Vergesellschaftung durch Konsum. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Frankfurt a. M. 2008, S. 3921–3923; Dominik Schrage: Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums. Frankfurt a. M. 2009.
- 4 Hans Peter Hahn: Global Goods and the Process of Appropriation. In: Peter Probst, Gerd Spittler (Hg.): Between Resistance and Expansion. Explorations of Local Vitality in Africa. Münster 2004, S. 211–229.
- 5 Arjun Appadurai: Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. In: Theory, Culture & Society 7, 2, 1990, S. 295–310; Ulf Hannerz: Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning. New York 1992; George E. Marcus: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology 24, 1995, S. 95–117.
- 6 Jan Nederveen Pieterse: Globalization as Hybridization. In: Mike Featherstone, Scott Lash, Roland Robertson (Hg.): Global Modernities. London 1995, S. 45–68.

Besonderheit der eigenen kulturellen Identität aufgefasst wird.⁷ Statt also Trinidad zu „amerikanisieren“, wird Coca Cola lokal angeeignet und zum Symbol trinidadischer Identität.

Das bedeutet aber nicht, dass die kulturanthropologische Forschung stets die Handlungsfähigkeit lokaler Akteure unterstreichen würde. So argumentiert etwa Wilk im Gegensatz zu Miller, dass Diskurse über die Rückständigkeit der ehemals kolonisierten Länder in Belize eine globale Hegemonie reproduzieren, die dazu führt, dass lokale Konsument*innen sich aktiv darum bemühen, ihre Praktiken an die eines imaginären Westens anzupassen.⁸ Ähnlich, wenn auch weniger pessimistisch, beschreiben Yan und Hsu, wie chinesische Konsument*innen aktiv eine „Selbst-McDonaldisierung“ betreiben, weil sie hoffen, durch Kontakt zu westlichem Fast Food zu moderneren Subjekten zu werden.⁹ Konsum stärkt hier also nicht „lokale“ Identität, sondern dient als Mittel, um gegenüber einem imaginären „Westen“ aufzuholen.

In dieser Debatte spielen nun Objekte als in der Tat materiale Dinge, die mehr sind als nur Texte oder Symbole, eine besondere Rolle. Insbesondere die Afrikaforschung hat dies in zahlreichen Arbeiten zu lokalen Aneignungspraktiken herausgearbeitet.¹⁰ Während Miller, Wilk oder Yan vor allem die symbolische Bedeutung von Marken – etwa von Coca Cola oder McDonald's – diskutierten, fragen diese neueren Arbeiten

- 7 Daniel Miller: Coca-Cola: A Black Sweet Drink from Trinidad. In: Daniel Miller (Hg.): *Material Cultures. Why Some Things Matter*. London 1998, S. 169–188.
- 8 Richard Wilk: Consumer Goods as Dialogue about Development. In: Jonathan Friedman (Hg.): *Consumption and Identity*. Chur 1994, S. 97–118.
- 9 Yunxiang Yan: McDonald's in Beijing: The Localization of Americana. In: James L. Watson (Hg.): *Golden Arches East. McDonald's in East Asia*. Stanford 2000, S. 39–76; Carolyn L. Hsu: A Taste of 'Modernity': Working in a Western Restaurant in Market Socialist China. In: *Ethnography* Nr. 6, 4, 2005, S. 543–565.
- 10 Kurt Beck: Die Aneignung der Maschine. Eine Geschichte, die davon handelt, wie der Dieselmotor von Bauern im Niltal so gezähmt und zugerichtet wurde, dass er aus seiner neuen Heimat nicht mehr wegzudenken ist. In: Karl-Heinz Kohl (Hg.): *New Heimat*. New York 2001, S. 66–77; Hans Peter Hahn: Die Aneignung des Fahrrads. In: Kurt Beck u. a. (Hg.): *Blick nach vorn*. Festgabe für Gerd Spittler zum 65. Geburtstag. Köln 2004, S. 264–280; Gerd Spittler: Globale Waren – Lokale Aneignung. In: Brigitta Hauser-Schäublin, Ulrich Braukämper (Hg.): *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*. Berlin 2002, S. 15–30; Markus Verne: Das provozierte Geschenk. Rhetoriken des Schnorrens in einem nigirischen Hasuadorf: Formen, Folgen und theoretische Implikationen. In: Kurt Beck u. a. (Hg.): *Blick nach vorn*. Festgabe für Gerd Spittler zum 65. Geburtstag. Köln 2004, S. 171–185.

auch nach den Möglichkeiten und Grenzen eines tatsächlich *physischen Umbastelns* der Objekte.¹¹ Sie zeigen dabei, dass Objekte eben nicht beliebig angeeignet werden können, sondern durch ihre physikalischen und technischen Eigenschaften bestimmte Nutzungsbedingungen erzeugen.

Sehr eindrucksvoll belegt dies etwa Kurt Beck in seiner Arbeit zum Benzinmotor in Bergdörfern der Manasir. Beck beschreibt sehr deutlich die Ambivalenz von Aneignung und Abhängigkeit, wie sie *durch materiale Objekte* erzeugt wird. Der Benzinmotor wurde von den Manasir nicht nur symbolisch umgedeutet, sondern auch physikalisch umgebaut, um lokalen Bedürfnissen zu entsprechen. Diese Mechanisierung der Arbeit konnte stattfinden, ohne dass andere „westliche“ Formen industrieller Rationalität übernommen wurden. Zugleich zeigt Beck aber, dass die materiellen Eigenschaften des Motors Konsequenzen für die Menschen in diesen Bergdörfern hatten: Individuen mussten neue mechanische Fähigkeiten lernen, um Motoren zu bedienen und zu reparieren. Besitzverhältnisse änderten sich, da nun einzelne Motorenbesitzer Wasser für eine Vielzahl von Familien pumpen konnten. Vor allen Dingen wurden die Dörfer aber auch abhängig von regelmäßigen Öl- und Benzinimporten und damit in eine asymmetrische Beziehung zu globalen Konzernen gezwungen. Durch die lokale Aneignung des Motors gewinnen Bauern neue Handlungsmöglichkeiten – sogar Möglichkeiten, die von den Herstellern der Motoren nicht bezweckt wurden. Zugleich werden ihre Fähigkeiten und Praktiken aber durch diese Maschine geformt, und sie werden einer Machtbeziehung unterworfen, aus der sie sich nicht mehr ohne Weiteres lösen können. Gerade darin zeigt sich die Komplexität des Machtkonzeptes, das diesen Studien zugrunde liegt: Beck beschreibt, wie die Manasir selbst ihre Gesellschaft transformieren und dabei globale Verflechtungen und Asymmetrien lokal herstellen. Materialität spielt eine fundamentale Rolle für diese Verflechtungsprozesse, eben weil Objekte zwar änderbar sind, aber doch andere Zwänge erzeugen als rein

11 Ich möchte das „Physische“ an diesem Prozess unterstreichen, weil „Bastelei“ in der Konsumforschung oft im Sinne einer Kombination verschiedener Stile (Bricolage) verstanden wird, in der es eher um symbolische Umdeutungsprozesse, nicht um Veränderungen der Funktion geht, z. B. bei Ronald Hitzler, Anne Honer: Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M. 1994, S. 307–315; John Clarke: Stil. In: Axel Honneth, Rolf Lindner, Rainer Paris (Hg.): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt a. M. 1979, S. 133–157.

sprachliche Symbole. Die Marke Coca-Cola lässt sich als Produkt aus Trinidad interpretieren. Ein Motor kann aber nicht mit Wasser betrieben werden.

Mit dieser hohen Sensibilität für Material rücken diese Ansätze in die Nähe der in den letzten Jahren stark rezipierten Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Die Forderung Bruno Latours nach einer „flachen“ Soziologie, die auf keiner Annahme über idealtypische globale Ordnungen aufbaut¹², ähnelt der oben erläuterten Ablehnung idealtypischer Beschreibungen der Moderne und gibt dieser Auffassung einen programmatischen Namen. Latour geht dabei sogar so weit, „Moderne“ neu als Zusammenspiel von Verflechtungen („Übersetzungen“) und ihrer „Purifizierung“ zu konzeptualisieren und dabei klassische Unterscheidungen wie Natur/Gesellschaft oder Tradition/Moderne zu überbrücken.¹³ So soll etwa der Begriff der „zirkulierenden Referenzen“ beschreiben, wie Materialität und Diskurse schrittweise ineinander übersetzt und miteinander verknüpft werden und damit die Unterscheidung zwischen Sprache und Natur unnötig machen.¹⁴ Befunden wie Kurt Becks Beschreibung des Benzinmotors kann der Begriff der „immutable mobiles“ Rechnung tragen. Diese können Übersetzungen hervorbringen und stabilisieren und damit auch Herrschaft absichern.¹⁵ Latours Fokus liegt dabei allerdings nicht auf Macht und Widerstand, sondern auf der epistemologischen Frage nach einer Theorie der Dinge jenseits des Dualismus von Geist/Materie. Trotz eines gemeinsamen Interesses an Objekten und Verflechtungen klaffen damit Unterschiede zwischen ANT und den oben genannten Forschungsansätzen auf, deren Überbrückung bis heute nicht gelungen ist.

12 Bruno Latour: *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford, New York 2005.

13 Bruno Latour: *We Have Never Been Modern*. Cambridge 1993.

14 Bruno Latour: *Zirkulierende Referenzen*. Bodensteinproben aus dem Urwald am Amazonas. In: Bruno Latour (Hg.): *Die Hoffnung der Pandora*. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a. M. 2002, S. 36–95.

15 Bruno Latour: *Visualisation and Cognition: Drawing Things Together*. In: *Knowledge and Society: Studies in the Sociology of Culture and Present* 6, 1986, S. 1–40, <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.115.5725&rep=rep1&type=pdf> (Zugriff 07.04.2017).

Die Vollzugswirklichkeit der Dinge – Ethnomethodologische Herangehensweisen

Bei näherer Betrachtung dieser etablierten Debatten lässt sich allerdings feststellen, dass diese meist ethnographischen Arbeiten offen lassen, woran sich die Wirksamkeit einzelner materieller Eigenschaften von Objekten denn letztendlich feststellen lässt. Wie die Rolle von Objekten – beispielsweise die Möglichkeiten der lokalen Aneignung von Waren – beurteilt wird, hängt zwar damit zusammen, wie das jeweilige Verhältnis von Diskursen, Praktiken und materialen Eigenschaften der Objekte eingeschätzt wird. Die Gewichtung von Diskursen, Praktiken und Materialität bleibt allerdings der Theorie bzw. der Intuition der Forschenden überlassen.

Um die bestehende Debatte methodologisch zu erweitern, plädiere ich dafür, das Verhältnis zwischen Diskursen, Praktiken und Objekten nicht durch theoretische Überlegungen zu bestimmen, sondern als empirisch feststellbare situative Errungenschaft aufzufassen. Statt etwa anzunehmen, dass Materialität immer – oder nie – eine bestimmte Art von Wirkung zeitigt, schlage ich vor, von Situation zu Situation neu zu fragen, auf welche Weise Dinge hier überhaupt eine Rolle spielen. Die Ethnomethodologie bezeichnet diese situierte Hervorbringung von Wirklichkeit mit dem Begriff der *Vollzugswirklichkeit*¹⁶. Die dabei hervorgebrachte *Konsequenz von Kontexten* für die jeweilige Situation wird von Schegloff *procedural consequentiality* genannt.¹⁷ *Procedural consequentiality* zeigen demnach nur solche diskursiven Konstrukte, inkorporierten Praktiken oder vorhandenen Objekte, die sich auf den Verlauf von Ereignissen auswirken – wobei stets auch die Möglichkeit berücksichtigt wird, dass sie *gar keine Auswirkungen* haben könnten.

Ethnomethodologie stellt die Frage nach *Techniken der verzeitlichten Herstellung sozialer Sachverhalte*: die Frage nach dem „Wie“, nach dem „doing“¹⁸ des Sozialen in situierten Interaktionen. Dabei müssen nicht nur die Inhalte der Situation, sondern auch die Kontexte, auf die diese

16 Jörg Bergmann: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Peter Schröder, Hugo Steger (Hg.): Dialogforschung. Düsseldorf 1981, S. 9–51.

17 Schegloff 1991 (wie Anm. 2).

18 Harold Garfinkel, Harvey Sacks: Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Elmar Weingarten, Fritz Sack, Jim Schenkein (Hg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt a. M. 1976, S. 130–176.

Inhalte bezogen sind, situativ hergestellt werden. Denn welche der multiplen Kontexte, in denen jede Situation stattfindet, für die Beteiligten tatsächlich eine Rolle spielen, muss von diesen erst in der Situation etabliert werden.¹⁹ Das Verfahren der Sequenzanalyse erlaubt es dem nachzugehen, indem sie fragt, in welcher Weise Ereignisse innerhalb einer Interaktion eine *konditionelle Relevanz*²⁰ für Folgeereignisse haben – also bestimmte Folgeereignisse einfordern oder unwahrscheinlich machen.²¹

Ich schlage vor, Objekte methodisch nicht anders zu behandeln als irgendeine „soziale Tatsache“. Zwar liegt die zentrale Neuerung des *new materialism* gerade darin zu zeigen, dass Objekte nicht identisch mit Texten, Kommunikationen oder Sozialstrukturen sind, sondern eine zusätzliche, materiale Dimension aufweisen. Methodisch lässt sich die Frage nach der Wirksamkeit dieser Materialität aber mit dem gleichen Konzept bearbeiten, das die Wirksamkeit sozialer Tatsachen untersucht. Spielen diese Objekte in einer bestimmten Art von Situation überhaupt eine Rolle? Und wenn ja, welche Aspekte dieser Objekte zeigen Konsequenzen für die Situation? Objekte können genauso wie sprachliche Äußerungen eine konditionelle Relevanz entwickeln, weil ihre materiale Beschaffenheit bestimmte Formen des Umgangs mit ihnen notwendig macht. Für die methodische Umsetzung wird der Unterschied zwischen Objekten, Diskursen und Praktiken unwesentlich: Die Forschung fragt jeweils, welche Relevanz ihnen in Situationen *für den Verlauf der Ereignisse* zukommt. Die Analyse nimmt dabei vor allem auf die sichtbare Welt Bezug.²² Sie sieht davon ab, Vermutungen über Gedankenwelten anzustellen, etwa darüber, welche „Bedeutung“ Objekte für „Akteure“ haben. Ähnlich sollten Forschende die Darstellung von Kontexten vor allem dann als angemessen erachten, wenn diese in der Situation und auf beobachtbare Weise als relevante Kontexte hervorgebracht werden.

19 Emanuel Schegloff: Whose Text? Whose Context? In: *Discourse & Society* 8, 2, 1997, S. 165–187.

20 Emanuel Schegloff: Sequencing in Conversational Openings. In: *American Anthropologist* Nr. 70, 6, 1968, S. 1075–1095.

21 Eine Einführung in ethnomethodologische Analyseverfahren findet sich etwa bei Jörg R. Bergmann: *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse*. [Studienbrief]. Hagen 1988.

22 Christian Meyer: Ereignisethnographie und Methodologischer Situationalismus: Auswege aus der Krise der ethnographischen Repräsentation? In: Peter Berger (Hg.): *Feldforschung. Ethnologische Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten = Fieldwork: Social Realities in Anthropological Perspectives*. Berlin 2009, S. 401–436.

Die Frage nach der Wirksamkeit von Objekten lässt sich problemlos auch in der teilnehmenden Beobachtung verwirklichen, vor allem wenn sie durch videographische Elemente unterstützt wird. Häufig wendet die Forschung ethnomethodologische Verfahren auf Daten an, die mit sogenannten registrierenden Methoden erhoben wurden, also auf Audio- und Videoaufnahmen von Interaktionen. Diese Verfahren lassen sich jedoch prinzipiell auch auf jede andere Form von als zeitliche Abfolge erfassten Daten anwenden – zum Beispiel auf Beobachtungsprotokolle, auf Feldtagebücher (wenn sie in passender Weise verfasst wurden) und auf Online-Diskussionen (aber nicht auf einzelne Beiträge in diesen Diskussionen). Zentral ist für eine Sequenzanalyse lediglich, dass sich einwandfrei rekonstruieren lässt, welche Ereignisse nacheinander stattfinden und wie sie sich auf die jeweils vorhergehenden Ereignisse beziehen.

Produktimitationen in China²³

Die Besonderheiten dieser Herangehensweise werde ich im Folgenden kurz am Beispiel chinesischer Produktimitationen illustrieren. In der jüngeren kulturwissenschaftlichen Debatte um chinesische Produktimitationen sprechen verschiedene Autor*innen Imitationen ein Potenzial zur Subversion existierender Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zu. So vermutet etwa Deborah Davis, dass Produktimitationen auch denjenigen einen Zugang zum Lebensstil der Mittelklassen ermöglichen, die sich ein solches Leben eigentlich nicht leisten können.²⁴ Einige Arbeiten beschreiben Imitationen zudem als künstlerische, kreative Umformung standardisierter Waren²⁵ oder als Teil einer lokalen Mimikry gegenüber einer globalen Hegemonie des Konsums.²⁶ Noch weiter gehen solche

23 Chinesische Autor*innen werden im Folgenden gemäß der Richtlinien der Zeitschrift nach dem Schema „Individueller Name – Familienname“ zitiert, im Text wird die korrekte Chinesische Schreibweise „Familienname – Individueller Name“ verwendet.

24 Deborah Davis, Julia Sensenbrenner: Commercializing Childhood. Parental Purchases for Shanghai's Only Child. In: Deborah Davis (Hg.): *The Consumer Revolution in Urban China*. Berkeley 2000, S. 54–79.

25 Laikwan Pang: *Creativity and its Discontents: China's Creative Industries and Intellectual Property Rights Offenses*. Durham 2012.

26 Andrew Chubb: China's Shanzhai Culture: 'Grabism' and the Politics of Hybridity. In: *Journal of Contemporary China* 24, 2015, S. 260–279.

Ansätze, die in Imitationen eine explizit anti-elitäre und gegen staatliche Autorität gerichtete „Grassroots“-Bewegung sehen²⁷ oder sie als Kristallisationspunkt von Auseinandersetzungen zwischen Staat und Zivilgesellschaft beschreiben.²⁸ Oft werden Imitationen dabei mit dem chinesischen Wort „Shanzhai“ (山寨) bezeichnet, ein Wort, das auf rebellische Bergdörfer in der Geschichte Chinas verweist.

Im Zentrum dieser Arbeiten stehen allerdings oft nicht so sehr die Praktiken des Umgangs mit Objekten, sondern die Eigenschaften der Objekte an sich. Das Vorhandensein von Imitationen verweist für diese Autor*innen auf Kreativität, Subversion oder Aneignungsprozesse. Im Kontrast dazu werde ich im Folgenden an drei kurzen Beispielen zeigen, dass aus einer an Vollzugswirklichkeit orientierten Perspektive Imitationen keinen Effekt an sich haben, sondern nur eine von der Situationslogik abhängige *procedural consequentiality* zeigen. Dies gilt gerade auch für ihre materialen Eigenschaften. Ich werde zu diesem Zweck einige Situationen knapp darstellen, in denen „Imitationen“ insofern vorkommen, als die Verbindlichkeit von Markenlogos auf Objekten angezweifelt oder verhandelt wird. Mein Ziel ist es hier, die Idee der *procedural consequentiality* darzustellen, nicht sie in detaillierten empirischen Darstellungen aufzuweisen.

Die Objekte der Marktstände

Der erste wichtige Typ von Situation, in dem Imitationen eine Rolle spielen, ist das Einkaufen an Marktständen. In den meisten chinesischen Städten befinden sich zwar riesige Shoppingmalls; mindestens genauso wichtig für das tägliche Einkaufen sind jedoch Stände, die entweder auf der Straße aufgebaut werden oder in großen Hallen stehen und auf denen verschiedene kleinere Elektrowaren, Lebensmittel und Kleidungsstücke verkauft werden. Diese Straßenstände gehören neben dem Internet zu den wichtigsten Orten, an denen man Produktimitationen begegnen kann.

27 Michael Keane, Elaine Jing Zhao: Renegades on the Frontier of Innovation: The Shanzhai Grassroots Communities of Shenzhen in China's Creative Economy. In: *Eurasian Geography and Economics* 53, 2, 2012, S. 216–230.

28 Yang Fan: From Bandit Cell Phones to Branding the Nation: Three Moments of Shanzhai in WTO-era China. In: *Positions: East Asia Cultures Critique* 24, 3, 2016, S. 589–619.

Beim Einkaufen auf derartigen Märkten wird die Qualität von Objekten ständig ausgehandelt: Kund*innen prüfen, wie reißfest Kleidung ist, wie biegsam Schuhsohlen sind, ob Früchte weich sind oder faulig riechen und so weiter.²⁹ Doch welche Relevanz erhalten Fälschungen als materielle Objekte in diesem Kontext? Um dies festzustellen, könnte es sinnvoll sein, sich den Umgang mit diesen Objekten in „slow motion“³⁰ anzusehen, gleichsam in einer höheren Auflösung, als dies bisherige ethnographische Studien über chinesische Einkaufspraktiken taten.

Beispielsweise führten mir Studierende in Videointerviews vor, auf welche Weise sie die Qualität von Turnschuhen erkennen können. Sie zeigten dabei Praktiken, die exakt auf die materiale Beschaffenheit der Schuhe abgestimmt waren wie etwa das Einstechen der Schuhsohle mit dem Fingernagel:

- 1 然后 (.) 你可以按一下这些地方就
Und dann (.) du kannst das reindrücken, diese Stellen,

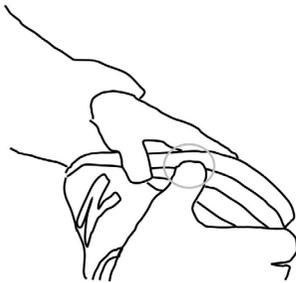


Abb 1

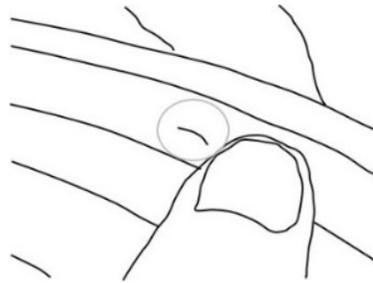


Abb 2

- 2 呃，你按下去，按下去的话它那个
eh, du drückst es rein, wenn du es reindrückst, wird es

29 Amy Hanser: Uncertainty and the Problem of Value: Consumers, Culture and Inequality in Urban China. In: *Journal of Consumer Culture* 10, 3, 2010, S. 307–332.

30 Ruth Ayaß, Christian Meyer (Hg.): *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven*; Festschrift für Jörg Bergmann. Wiesbaden 2012.

- 3 你看! 有的按下去的地方
schau! Es gibt Stellen zum Reindrücken

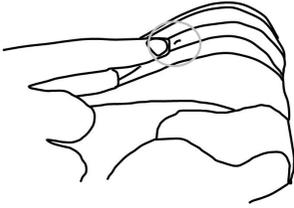


Abb 3

- 4 它很难再会反弹上来?
Es wird sehr schwer zurückfedern

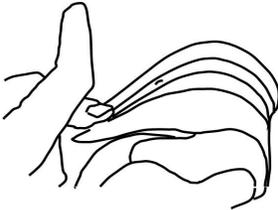


Abb 4

- 5 就说明它是地比较硬 (.) 这个鞋子的话那个材料是比较差的
Was zeigt, dass es ziemlich hart ist (.) Im Fall dieser Schuhe ist das
Material ziemlich schlecht

Derartiges Videomaterial erlaubt es klar herauszuarbeiten, wie sich Praktiken an die materialen Bedingungen der Objekte anpassen und wie die „ertasteten“ Eigenschaften des Materials darauffolgende Deutungen beeinflussen. Damit lässt sich die *procedural consequentiality* der Eigenschaften des Materials deutlich aufzeigen. An der hier verwendeten Belegstelle fallen insbesondere zwei Aspekte auf: Erstens werden elaborierte Formen der haptischen Exploration genutzt, die man als untersuchendes Berühren bezeichnen könnte. Der hier interviewte Student kann die entsprechenden Praktiken nicht nur gezielt und zügig einsetzen. Er kann auf die zu beachtenden Stellen der Schuhe zeigen (Zeile 3), er kann die dort beobachtbaren Phänomene benennen (Zeile 4) und daran theoretisch gedeutete Folgerungen anschließen (Zeile 5).

Zweitens sind diese Praktiken auf die Materialität der Schuhe bezogen. Das Vorhandensein der Sohle bei Schuhen, ihre verschiedenen Härtegrade und die Relevanz, die diese für Turnschuhe besitzen, werden in die Praktiken miteinbezogen. Socken müssten auf ganz andere Weise berührt werden, um ihre Qualität zu untersuchen. Die Qualität von Milchpulver würde vielleicht gar nicht mehr haptisch erfasst werden. Tatsächlich werden Untersuchungspraktiken, wie ich sie im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung im Campusleben feststellte, oft erst im Umgang mit den entsprechenden Objekten erlernt.

Es handelt sich hier also um ein praktisches Wissen, dass expliziert, theoretisch begründet und gedeutet werden kann. Es ist systematisch auf Objekte bezogen, an diesen erprobt und auf deren Materialität abgestimmt. Aufgrund des Ausmaßes, in dem diese Praktiken tatsächlich im Alltag genutzt werden, lässt sich plausibel sagen, dass die materiale Beschaffenheit von Produkten wie Turnschuhen, insbesondere die Unterschiede in der Beschaffenheit von Originalen und Imitationen, tatsächlich Praktiken formt und bei deren Verinnerlichung eine zentrale Rolle spielt. Die materialen Eigenschaften der Turnschuhe haben direkte Relevanz für die Praktiken des Untersuchens. Da chinesische Studierende häufig Turnschuhen von zweifelhafter Qualität begegnen, untersuchen sie diese regelmäßig. Daher gehören Praktiken wie die oben dargestellten zu ihrem Handlungsrepertoire, das bisher von keinem globalen Konvergenztrend erfasst wurde.

Auf Grundlage dieser oberflächlichen Analyse lässt sich sagen, dass die Idee, Imitationen als lokale Subversion zu deuten, durchaus plausibel erscheint. Imitationen untergraben die Funktion von Marken, Qualität und Status beim Kauf von Waren zu garantieren. Bei den Objekten der Marktstände handelt es sich um „lokale“, oder besser: „regionale“ Objekte, die zumindest in Deutschland so nicht vorkommen. Insofern kann man hier sinnvoll unterstellen, dass die Konsument*innen an diesen Marktständen Praktiken einüben, die als lokalspezifisch, zumindest nicht als „westernisiert“ verstanden werden können. Selbst wenn die Produkte und die mit ihnen verbundenen Konsumdiskurse letztendlich ähnlich wie in anderen Ländern sein sollten, wird in den Praktiken des Einkaufens ein ganz anderer Umgang mit den Dingen eingeübt. Inwieweit es sich um Auswirkungen von Imitationen handelt, ist allerdings deutlich komplizierter zu beantworten: Einerseits wird Authentizität hier nicht thematisiert, und Imitationen werden nicht anders untersucht als billige Waren ohne Markenlabel. Andererseits macht das Wissen darum,

dass jede Markenware auch eine Imitation sein könnte, eine „Flucht“ zu Markenprodukten mit gesicherter Qualität unmöglich und sorgt so dafür, dass die entsprechenden Praktiken des Berührens und Testens von Waren bei jedem Einkauf an Marktständen genutzt und geübt werden müssen.

Die Markenimitationen des Campuslebens

Ein zweiter Typ von Situationen, in denen Imitationen eine Rolle spielen können, sind Begegnungen im Alltag, bei denen über den Status von Individuen verhandelt wird. Beispielsweise diskutieren chinesische Studierende auf dem Campus ständig darüber, wessen Eltern Geld haben, wer zur „Mittelklasse“ gehört oder wer später eine Wohnung in der Stadt geschenkt bekommen wird. Dabei gelten Markenprodukte als Marker für Distinktion und insbesondere als Indikator nicht nur für den gegenwärtigen, sondern oft auch für den zukünftigen Status. Vor allem männlichen Studenten wird unterstellt, dass sie nur dann in der Großstadt werden Fuß fassen können, wenn ihre Eltern ihnen eine Wohnung kaufen – und wie könnten Eltern, die ihren Kindern nicht einmal modische Markenkleidung kaufen, jemals eine Wohnung in der Großstadt erwerben?

Infolgedessen fühlen vor allem ärmere Studierende den Druck, Markenkleidung, Computer und Mobiltelefone zu kaufen, die sie sich eigentlich nicht leisten können. Offensichtlich können diese Studierenden Imitationen – wie in der Literatur dargestellt – nutzen, um wohlhabender zu wirken, als sie tatsächlich sind. Die gleichen Studierenden sind aber auch darauf bedacht, solche Kommilitonen zu entlarven, die Markenimitationen einsetzen, um Status vorzutäuschen. Oft entbrennt dabei geradezu ein Detektivspiel zwischen Studierenden, die Imitationen als echte Marken ausgeben, und solchen, die diese Imitationen entlarven möchten – ein Spiel, bei dem es um die ernste Frage geht, wer im Vergleich reicher (und damit angesehen) ist.

Hier nun steht nicht in erster Linie Qualität, sondern tatsächlich Echtheit – also die Frage nach echten oder gefälschten Marken – im Zentrum der Aushandlungen. Ich konnte oft beobachten, dass Studierende diskutierten, ob Markenkleidung ihrer Kommilitonen „echt“ (真的) oder „falsch“ (假的) sei. Allerdings spielte dabei das Produkt als materiales Objekt keine entscheidende Rolle. Erstens konnte ich Äußerungen über

Echtheit nicht als Folgen wahrgenommener Eigenschaften der Objekte identifizieren. Das wäre etwa möglich gewesen, wenn ich hätte beobachten können, dass Studierende *erst* ihren Blick auf bestimmte Stellen der Kleidung richteten oder diese auf bestimmte Art anfassten und *anschließend* als echt oder unecht bezeichneten. Das traf jedoch nicht zu. Zweitens wurde Materialität auch kaum erwähnt, sondern vielmehr über Eigenschaften oder Verhaltensweisen der Personen gesprochen. Auf Gesprächsbeiträge, in denen „Echtheit“ thematisiert wurde, folgten meist Beiträge, die sich auf die Träger der Marken oder ihre Verhaltensweisen bezogen. Die Beiträge zu Personen drehten sich vor allem darum, ob der entsprechende Kommilitone „Geld hat“ (他有钱) oder ob man ihm den Besitz entsprechender Produkte zutraue. Praktiken des Berührens oder eingehenden Betrachtens von Objekten, die sich auf dieselbe Weise wie im Fall der Marktstände untersuchen ließen, finden sich hier nicht.

Dies deutet darauf hin, dass Studierende die Authentizität von Marken nicht etwa anhand der Eigenschaften der Schuhe, sondern vielmehr in Bezug auf die Personen verhandeln. In den Interviews, die ich führte, stellten meine Gesprächspartner dieses Verhalten oft auch explizit als Strategie dar. So sagte eine Studentin etwa in einer Unterhaltung über gefälschte Schuhe:

为什么看出来它是真的？第一，我就看这个人，就是他自己，像不像有钱人？第二 [...] 我会看他上衣穿什么 [...] 你举个例子这个是三百块钱的鞋，那你不可能穿个二十块钱的上衣吧³¹

Wie kann ich erkennen, dass es gefälscht ist? Erstens, ich schau diesen Menschen an, einfach ihn selbst, sieht er wie jemand mit Geld aus? Zweitens [...] werde ich schauen, was er als Oberteil trägt [...] Zum Beispiel sind das Schuhe für 300 Yuan, dann wirst du sicher kein Oberteil für 20 Yuan tragen.

Diese Praktiken des Sprechens wie auch die darauf bezogenen Selbstbeschreibungen in Interviews weisen den materialen Eigenschaften der Objekte eine eher geringfügige Bedeutung zu. Statt dem Objekt selbst werden vor allem die Eigenschaften der Person betrachtet. Insofern

31 In den beiden gekürzten Stellen wurden um der Lesbarkeit des Zitates willen „ähs“ und Wortwiederholungen gekürzt.

wird Echtheit der Ware anscheinend durch die Eigenschaften sowie die Selbstdarstellungspraktiken der Konsument*innen bestimmt. Zentral ist die Frage, ob sich Studierende als jene Art Personen inszenieren können, denen der Besitz echter Marken zugetraut wird. Praktische Fähigkeiten der überzeugenden Statusdarstellung und nicht etwa Eigenschaften der Objekte sind entscheidend: Es muss nur noch ein beliebiger Schuh getragen werden, dann können die Aushandlungen über Personen mit Bezug auf diesen Schuh stattfinden.

Studierende aus einkommensschwachen Familien profitieren von dieser Situation nicht unbedingt. Falls es ihnen nicht gelingt, ihre Herkunft vollständig vor Klassenkameraden zu verheimlichen, werden nicht nur die von ihnen getragenen Fälschungen als solche erkannt werden. Selbst wenn sie tatsächlich die echten Markenartikel benutzen, werden andere ihnen unterstellen, Fälschungen zu tragen. Diese Praktiken dienen nicht einer stabilen Klasse reicher Studierender als Mittel, um sich gegenüber armen Kommilitonen abzugrenzen, sondern sie sind ein sehr flexibles, den meisten Studierenden zugängliches Instrument, um sich im sozialen Raum zu positionieren. Fast alle haben noch ärmere Personen ‚unter sich‘, deren Fälschungen sie entlarven können, und wissen zugleich reichere Personen ‚über sich‘, die auf sie herabschauen. Die Mehrheit der Studierenden in meinem Sample diskriminiert und fühlt sich zugleich diskriminiert. In diesem komplexen Spiel der Statuszuschreibungen sind Imitationen keine Waffe der Schwachen, um Statusdarstellungen zu unterwandern – sie sind Teil des Spiels oder werden, genauer gesagt, von den Studierenden zu einem Teil des Spieles gemacht.

Es lässt sich damit festhalten, dass Imitationen im Campusleben eine ganz andere Bedeutung erlangen, als ihnen an Marktständen zukommt. Imitationen werden in Statusaushandlungen auf dem Campus eingespannt, in denen weder auf Praktiken am Marktstand Bezug genommen wird noch ähnliche Dimensionen der Materialität an Relevanz gewinnen. Objekte kommen hier als Symbole für Status vor, und ihre Echtheit spielt vor allem deshalb eine Rolle, weil die Verlässlichkeit der Statusdarstellung infrage steht. Damit werden zwar Objekte zwischen Marktstand und Campus bewegt, die Situationen schließen jedoch nicht aneinander an, sondern ignorieren die in der jeweils anderen Situation etablierte Wirklichkeit vielmehr. Überspitzt gesagt: Es ist fragwürdig, ob etwa eine Forschung über Statusdarstellungen auf dem Campus einen Erkenntnisgewinn daraus ziehen könnte, Einkaufspraktiken auf dem Marktstand als Kontextbedingung zu berücksichtigen.

Die Shanzhai des institutionellen Diskurses

Die dritte „Situation“, die ich hier besprechen möchte, ist im engeren Sinne keine Interaktion, operiert aber dennoch nach einer klaren, von den anderen Situationen unterscheidbaren Logik. Es handelt sich um die institutionellen Diskurse, in denen Intellektuelle und Massenmedien Imitationen behandeln. Hier – und nur hier – werden diese Objekte mit dem Wort „Shanzhai“ bezeichnet und als Grassroots-Phänomen (草根) diskutiert. Zugleich werden diese Shanzhai in erster Linie im Zuge einer übergeordneten Debatte über Chinas nachholende Modernisierung thematisiert: China wird als rückständiges Land beschrieben und daraus werden Politikanweisungen abgeleitet. Imitationen erscheinen in deren Rahmen als Beweise für Chinas Rückständigkeit oder als Instrumente, die Chinas Modernisierung beschleunigen sollen.

Welche Rolle Imitationen dabei genau zukommt, schwankt je nach Autor und Autorin. „Echtheit“ und „Imitation“ im Sinne der Trade Related Intellectual Property Rights (TRIPS) werden dabei zwar als Begriffe genutzt, jedoch keinesfalls von allen Autor*innen gleichermaßen bewertet. So schreiben etwa Li und Xu das „Problem“ der Herstellung von Imitationen vor allem „rückständigen“ Gebieten zu und schlagen verschiedene marktkonforme Möglichkeiten vor, um die Verbreitung von Imitationen in diesen Gebieten zu unterbinden.³² Im Gegensatz dazu argumentiert der bekannte Wirtschaftswissenschaftler Zhang Wuchang, dass Imitationen in China gerade ein Zeichen für eine lebendige, wachsende Wirtschaft seien.³³ Eine wieder andere Beziehung zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Imitationen thematisiert Lin Zhibo in der Zeitung Renmin Ribao: Imitationen seien ein Weg, vom Westen zu lernen und einen Vorteil in der aufholenden Modernisierung Chinas zu erlangen. Er sieht für China „die Notwendigkeit und die Möglichkeit, von dem Phänomen der Imitationen Wissen und Erfahrung abzusaugen, um einen kostengünstigen Weg zur Modernisierung einzuschlagen.“ (中国有必要也有可能从山寨现象中吸取智慧和经验, 走低成本的现代化之路).³⁴ Entsprechend nimmt die Regierung auch tatsächlich

32 Qingquan Li, Xu Changgeng: 关于落后地区厂商造假问题的经济学分析. In: Journal of Hunan University of Science and Engineering 26, 1, 2005, S. 172–174.

33 Wuchang Zhang: 打假货蠢吗?. In: 商业故事 1, 2010, S. 49.

34 Zhibo Lin: 人民论坛: 山寨现象与低成本现代化, <http://ip.people.com.cn/GB/8649576.html> (Zugriff: 10.09.2015).

eine ambivalente Haltung gegenüber der Regulierung von Imitationen ein. Teilweise wehrt die chinesische Regierung Versuche einer globalen Regulierung des geistigen Eigentums ab, teilweise greift sie Diskurse um geistiges Eigentum aber auch auf, um sich als Retterin der Bevölkerung vor den Gefahren der Imitationen zu stilisieren.³⁵

In diesen Debatten treten Imitationen aber häufig nicht mehr als reale Gegenstände in den Blick, sondern bleiben eine generalisierte Abstraktion. Sie dienen als Symbole in politischen Diskursen über Chinas Entwicklung. Es geht nun vollends nicht mehr um materiale Objekte. Während auf dem Campus zumindest noch ein beliebiger Schuh getragen werden muss, werden hier höchstens noch grobe Produkttypen wie Kleidung, Filme oder Telefone benannt. Oft werden aber nicht einmal diese Produkttypen unterschieden, sondern unter einer allgemeinen Kategorie der Imitation subsumiert.

Gerade daran lässt sich erkennen, dass es in diesen Debatten nicht mehr um die konkreten Auswirkungen von Fälschungen geht, sondern dass sie eine grundlegendere Frage verhandeln: die Frage nach einer chinesischen Moderne. Soll China das „westliche“ Modell der Moderne übernehmen oder seinen eigenen Weg finden? Ist den Ratschlägen „amerikanischer“ Entwicklungstheorien zu trauen? Diese großen Fragen, die sich durch fast alle politischen Debatten in China ziehen, werden hier aufs Neue und mit Bezug auf Imitationen ausgefochten. Von den eigentlichen Imitationen bleibt dabei nur noch ein hyperreales Symbol, das eher auf westlich dominierte transnationale Wirtschaftsinstitutionen verweist denn auf ein beliebiges materiales Objekt. Insofern stellen diese Diskurse auch keinen Kontext für die oben beschriebenen Situationen dar: Sie wirken sich etwa am Marktstand gerade *nicht* aus, weil es dort um „Qualität“ und nicht um „Eigentumsrechte“ oder Chinas „Modernisierung“ geht. Statt Verflechtung und Zirkulation zeigen sich hier weitgehend entflochtene Situationen, die es fragwürdig erscheinen lassen, ob Marktstand, Campusleben und institutionelle Diskurse in einer Ethnographie als „Kontexte“ füreinander dargestellt werden sollten.

35 Yang Fan 2016 (wie Anm. 28).

Fazit: Objekte in Situationen

Im Lichte der hier dargestellten Beobachtungen erscheint es überaus zweifelhaft, Objekten einen ihnen innewohnenden sozialen Effekt zuzuschreiben, der sich ohne Betrachtung ihrer situierten Benutzung theoretisch feststellen ließe. An materieller Kultur interessierte Forschende sollten möglicherweise vor allem versuchen, Objekte-in-Situationen zu thematisieren. Dies habe ich am Beispiel von Produktimitationen in drei verschiedenen Kontexten illustriert.

Angesichts der hier knapp umrissenen Ergebnisse halte ich eine Debatte um Auswirkungen „der Produktimitationen“ als Dinge an sich für fragwürdig: Stattdessen zeigt sich, dass die *procedural consequentiality* der Objekte situativ variiert: An *Marktständen* wird tatsächlich die Materialität der Objekte wirksam, und chinesische Studierende üben im Umgang mit Imitationen Fähigkeiten ein, die nicht an ökonomisches Kapital gebunden sind und über die beispielsweise deutsche Mittelschicht-Konsument*innen nicht verfügen. Auf dem *Campus* zeigt sich dagegen ein gänzlich anderes Bild. Nicht nur spielen die materialen Eigenschaften der Objekte kaum eine Rolle, die Diskurse um Status und Distinktion sind so übermächtig, dass sie jegliches möglicherweise bestehendes subversives Potenzial der Imitationen zunichte machen. Es geht um Praktiken der Selbstdarstellung, um ein *doing class*, und nicht um Objekte. In *institutionellen Diskursen* über Imitationen tritt dies noch einmal verstärkt auf: Zwar handelt es sich um den einzigen Bereich, in dem Imitationen zum Teil positiv bewertet werden, doch im Grunde genommen stehen nicht die als Imitate eingestuft Objekte im Zentrum der Aufmerksamkeit. Imitationen sind hyperreale Konstrukte, Strohmänner für eine ganz andere Debatte – die Debatte um Chinas Weg zur Moderne.

Mit dieser Erkenntnis zerfällt das Thema „Imitation“ in verschiedene Situationsformen, die nicht mehr ohne Weiteres in eine Kernaussage zu integrieren sind: das Produkt am Marktstand, die Imitation in performativen Statusaushandlungen auf dem Campus, das Shanzhai in Modernisierungsdiskursen. Es würde in die Irre führen, mit einem übergreifenden Idealtypus der Imitation zu operieren, der sich in all diesen Situationen manifestiert. Eine „Kulturgeschichte der Imitation“ oder eine „Soziologie der chinesischen Imitation“ erscheint aus dieser Perspektive betrachtet nicht mehr sinnvoll.

Deutlich zeigt sich, was eine ethnomethodologische Perspektive den Dingen „antut“: Sie zerreißt sie in situierte Entitäten, denen nicht mehr

eine gemeinsame Existenz zugeschrieben werden kann, selbst wenn sprachliche Konventionen sie als mit sich selbst identische Phänomene bezeichnen. Zugleich unterlässt sie universelle Aussagen über die Relevanz der Dinge. Sie verschiebt die Bedeutung der Objekte – die Frage *if matter matters* – von einer paradigmatischen zu einer empirischen Frage: Es kommt auf die Situation an.

Außerdem tritt hervor, wie sich ein Konzept, das eine *procedural consequentiality* von Objekten annimmt, von den eingangs besprochenen Theorien unterscheidet, die ja auch nicht Objekte „an sich“ thematisieren, sondern auf deren „Kontextualisierung“ pochen. Folgt man der Idee einer situierten Vollzugswirklichkeit, so muss erst einmal aufgezeigt werden, dass die zwischen Situationen zirkulierenden Objekte dort jeweils eine gleichartige *procedural consequentiality* besitzen. Aufzuweisen gilt es also, dass es sich überhaupt um die „gleichen“ Dinge handelt, um von „flows“ oder „zirkulierenden Referenzen“ sprechen zu können. Hinsichtlich der hier besprochenen Turnschuhe lässt sich dies nicht behaupten: Orientiert man sich daran, welche Konsequenzen Objekte in einer Situation haben, so zeigt sich, dass es in verschiedenen Situationen jeweils um eine ganz andere Materialität geht: Beispielsweise hat am Marktstand die biegbare und einsteckbare Materialität von Kleidung situative Auswirkungen, jedoch deuten die Akteure und Akteurinnen diese Materialität nicht in Bezug auf Diskurse der „Echtheit“, sondern als „Qualität“. Am Campus steht dagegen „Echtheit“ im Zentrum der Aushandlungen, während jene materiellen Eigenschaften, die am Marktstand überprüft werden (etwa Stabilität und Elastizität), keine Vollzugsrealität zeigen, weil ihnen keine *procedural consequentiality* zukommt. Die Eigenschaft, „gefälscht“ zu sein, wird auf die Einschätzung der Person bezogen. Es lässt sich damit keine Zirkulation und auch kein „flow“ von aneinander anschließenden Transformationen feststellen – nicht weil es zu keinen Transformationen kommt, sondern weil diese nicht aneinander anknüpfen. Die eine Situation ist als Kontext für die andere vernachlässigbar. Es werden situativ Ent-flechtungen statt Ver-flechtungen hervorgebracht.

Damit stellt sich allerdings eine weitere Frage, die hier nicht mehr beantwortet werden soll: Gibt es nicht doch Verflechtungen zwischen diesen Situationen? Die ethnomethodologische Antwort darauf bleibt allerdings die gleiche: Die Verflechtungen zwischen Situationen müssten in der Situation nachgewiesen werden. Damit droht, wie Kritiker und Kritikerinnen immer wieder bemerken, die Perspektive auf unsichtbare Mechanismen der Macht verloren zu gehen. Gerade wenn man sich

aber für globale Verflechtungsprozesse interessiert, könnte das ungebremste Anwenden vorgefertigter Theorien selbst einer der gefährlichsten Machtmechanismen sein. Ein ethnomethodologischer „Empirismus“ könnte daher als Gegengift gegen eine in das Forschungsfeld hineinprojizierte Gesellschaftskritik dienen, die leicht zu einem „theoretischen Imperialismus“³⁷ verkommt.

37 Schegloff 1997 (wie Anm. 19), S. 167.

Marius Meinhof, Does Matter Matter? Methodological approaches to the situational effect of objects using the example of imitation products in China

The article puts forward the ethnomethodological concept of *procedural consequentiality* as a proposed methodology for the study of objects. Instead of determining a universal relationship between discourses, practices and objects through a logically deduced social theory, this concept asks what effects discourses, practices or objects have on the course of observable, situated events. This takes into account the possibility that seemingly identical objects can give rise to very different consequences in different situations, or even that their material properties can be rendered completely irrelevant. In order to elucidate this approach, the article sketches out the *procedural consequentiality* of imitation products in three different situations in China. What purports to be the 'same' object has a completely different relevance in the different situations. Therefore, instead of developing an overarching phenomenology of imitation, the more productive approach appears to be a study of the situation-specific *procedural consequentiality* of things.

